

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt iel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 16 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

In der vergangenen Woche hat die Luftschiffahrt durch gute Fahrten der verschiedenen Typs das Zentrum des schen gewordenen Publikums zurückerobert.

M 3

— das Militär-Luftschiff — unternahm eine Nachtfahrt vom Tegeler Schießplatz nach Gotha; die Uebungs-fahrt ist prächtig verlaufen, die Landung erfolgte glatt.

Der für München erbaute Luftkreuzer hat seine Probe-fahrt ab Bitterfeld gut abgelaufen. Das Fahrzeug war mit 800 kleinen Glühbirnen geschmückt, die von der Gondel aus ge-leuchtet wurden. Die herrliche Beleuchtung hinterließ auf die Zuschauer einen nachhaltigen Eindruck.

Die Erfolge unserer Ballonkonstrukteure haben den Scharf-sinn der Techniker geweckt und herausgefordert.

Die Meldungen von Erfindung neuer Typs, die geradezu wunder-volle Leistungen vollbringen sollen, überfluten sich. Man tut gut, diese Nachrichten mit äußerster Vorsicht aufzuneh-men, weil sie zu phantastisch erscheinen.

Aus Belgien kündigt man den baldigen Aufstieg eines Lenkbalkons an, der das schwierige Problem restlos löst. Dieser Ballon existiert aber wahrscheinlich nur in der Phantasie eines Zeilenfinders.

Das Luftschiff

„Luzern 1“

aber ist eine Realität, mit der die deutschen Konstrukteure zu rechnen haben; die in dieser Woche stattgehabten Aufstiege des neuen Lenkbalkons (halbstar) haben seine Brauchbarkeit erwiesen. „Luzern 1“ wird als erstes Ballon-Luftschiff, das regel-mäßige Fahrten nach einem festgelegten Fahrplan ausführt, angesehen sein.

Für uns Deutsche ist es ja äußerst unangenehm, das An-recht auf die offizielle Einführung eines neuen Beförderungsmittels an die Schweiz abtreten zu müssen. Die Schuld daran trägt das Draufgänger-tum der Zepelinischen Luft-Losen, die dem Sturm trotzend das Verbot wachen und von den ent-fesselten Elementen niederkampft wurden. Die reiflichen Leute mit den großen Portemonnaies haben bereits die Bil-lets für die Fahrten der ersten Wochen, die sich auf die Um-gang des Vierwälders erstrecken, erworben; wenn sich dem Luftschiff nur nicht die Bäume hindernd in den Weg stellen. Der neue Ballon ist in Frankreich erbaut; ob dieser Leistung blähen sich die Deutschen jenseits der Vogesen außer-ordentlich.

Die Zepelin-Gesellschaft muß also möglichst bald mit einem guten Lenkbalkon erneut in den Wettbewerb treten, da-mit die Franzosen wieder das seelische Gleichgewicht finden.

Ratlos ist man bei uns an der Arbeit, die führende Stelle im Luftschiffbau dauernd zu behalten, das beweist die Konstruktion eines

neuen lenkbaren Kriegsluftschiffes.

Die rheinische Luftschiffbau A.-G. Born u. Hense, Gref-rath bei Krefeld, baut augenblicklich einen neuen Lenkbalkon, der ganz den Bedürfnissen des Krieges entsprechen soll. Die Luftschiffbau-A.-G. steht unter dem Protektorat des Grafen Friedrich von Wolff und wird vom Kriegsministerium unter-stützt. Das Eigenartige und Neue an diesem Ballon ist, daß er aus drei, von einander trennbaren Teilen besteht, welche unsichtbar durch eine innere Kupplung miteinander verbunden

sind. Jeder Teil an sich ist ein besonderer lenkbare Ballon mit besonderer Gondel und besonderem Motor. Der vordere und der hintere Ballon sind je 30 Meter, der Mittelbau 60 Meter lang. Das gesamte Schiff kann als Vergnügungsschiff 3600 Kilo Betriebsmaterial und 40 Personen, als Kriegsschiff 2600 Kilo Betriebsmaterial, 20 Mann Besatzung und 1500 Kilo Munition aufnehmen. Für die Strategie liefert das Luftschiff eine dreimal höhere Ueberbrückung von wichtigen Nachrichten, indem der Kapitän den einen Ballon mit Nach-richten ablenken kann, während er selbst mit dem anderen Teil und schließlich nur mit seinem einen Mittelschiff am Schauplatz bleiben kann. Wenn nun selbst das Schiff von feindlichen Geschossen getroffen wird, so bleibt immer noch die Möglichkeit vorhanden, daß der eine Teil zum Haupttheater durchdringen kann. Auch zeichnet sich das Schiff durch einen neuen Motor aus, welcher den höchsten Anforderungen der Aviation genügt und die zurzeit im Gebrauch befindlichen bei weitem übertrifft.

Die Bauart dieses Luftkreuzers ist uns noch ziemlich schlei-erhaft, die Zusammenfügung und Lösung der drei Einzelballons wird doch seine „Wunden“ haben, auch scheint die Belastungs-möglichkeit viel zu hoch angesetzt zu sein. Das Projekt sieht einer „Luftkiste“ bedenklich ähnlich; also warten wir ab.

Oberrheintant von Lüdemann von den Garbefürstern vollführte einen ausgezeichneten Flug mit einem

Aeropon.

Im Beisein des Kronprinzen und des Prinzen Oskar flog der Offizier über den Truppenübungsplatz Döberitz in einer Höhe von 80 Metern. Dreimal umkreiste er den Lagerplatz des ersten und dritten Garde-regiments; nach einundzigem Flug landete der kühne Aviatiker.

Den Verlusten der Autoritäten ähnelnd bei denen stän-dig das Leben auf dem Spiel steht, gestaltet sich in unserer rastlosen, gehungstigen Zeit das geschäftliche Leben und die Erwerbspläne unserer modernen Finanzmenschen, die als Direktoren der Banken, im Erwerbsleben, namentlich aber an der Börse, mit dem Gelde des vertrauensseligen Publikums „wetten und wagen“, versuchen das Glück zu erlangen. Klappst, werden die Finanzmenschen mit Ehren überschüttet, zu „Genies“ gekrönt; hat sich ein Sieger gar Verbindungen mit der großen Presse, dann werden seine Taten ins Land hinein-publiziert. In den höchsten Reichsämtern erkennt man die Ge-schäftlichkeit des „Gefierten“. Der Weg zu dem Ministerstuhl ist dann geebnet. Heil die Kaiser!

Nicht alle Wege führen in die Höhe, etliche münden sogar in die Tote der Gefängnisse.

Der Zusammenbruch der Niederdeutschen Bank

ist dafür ein Beweis, denn der Leiter dieses Instituts, der gelebt wie der reiche Mann im Gleichnis und dem ein Ein-kommen von 140 000 Mark nicht genügt seine Lebensbe-dürfnisse zu befriedigen, sitzt heute im Untersuchungsgefängnis. Zahlreiche kleinere Leute sind um die mühsam zusammenge-brachten Ersparnisse eines arbeitsreichen Lebens gebracht.

Bei seinem „glänzenden“ (?) Fluge ist der Direktor der Niederdeutschen Bank in Dortmund abgestürzt, zertrümmert ist seine Maschinen. Während der Aviatiker sein Leben aus Spiel feil, riskieren unsere „modernen“ Bankmenschen meistens die Existenz und Spargroschen ihrer Mitmenschen, weiter sehen sie nicht ein; kommt bei einer Pleite ganz hart, wan-dert man etliche Tausende, meistens aber nur Monate, hin-ter die schwebeligen Gardinen. Nach erlangter Freiheit aber

beruhigter sterben. — Sei ihr ein Ratgeber, je ist zu unerfahren und kennt das Leben nicht.“ Hier wurde die Stimme immer leiser und rüchelnder, „und — und ha — be ein — Au — ge — auf mei — mei — nen Jungen!“

Er ergriff nur mühsam meine Hand und drückte mir sein Kreuz von Eisen in dieselbe, dann fiel er in eine abermalige, tiefe Ohnmacht.

Ich konnte nur noch eilig zum Arzte senden, der auch sehr bald eintraf, denn schmetternd riefen uns die Trompeten in den Sattel. Tränenden Auges verließ ich das — Sterbe-zimmer.

Spät am Abend dieses Tages kehrte ich müde und ab-gespannt zurück. Meine Wunde, die ich in der Nacht des Ueberfalles erhalten hatte, brannte sehr, da sich der Verband während des Reitens gelöst hatte, aber ich wollte mich nicht krank melden, da jeder Säbel für uns von größter Wichtig-keit war.

Raum hatte ich einen Teller Suppe heruntergeloßt, so ging ich zu meinem Freunde. Ich hatte beim Einrücken durch einen Lazarettgehilfen gehört, daß es ihm ein wenig besser ginge.

Er lag sehr schwach in den Kissen. Er lächelte froh bei meinem Eintritt, aber die Hand konnte ich ihm nicht mehr drücken, wohl aber schloß ich ihm die müden Augen — Er hat seine Heidenseele in meinen Armen ausgehaucht! —

Tränen standen dem Grafen in den Augen, als er lang-sam, jedes Wort betonend, geendet hatte.

„Und Fredi war?“ fragte Kurt atemlos.

„Und Fredi war Dein Vater, ein Held vom Scheitel bis zur Sohle! — Verstehst Du nun mein Interesse an Dir? — Und hier, hier ist das Kreuz Deines Vaters. Deine Mutter wollte es im ersten aufwallenden Schmerz bei unserem Wieder-sehen, in der Erinnerung an ihren Gatten, nicht an sich nehmen; es erinnere sie stets an das kurze Lebensglück. Nun, ich hob es auf, einen passenden Moment abwartend, es dem Sohne zu geben. Also hier, Kurt, nimm es an Dich!“

Und ich, begreift Du, daß ich Dir, Deiner Mutter,

beginnt das Spiel von neuem. Die Dortmunder wissen davon ein Liedchen zu singen!

Eine scharfe Ueberwachung der Bankinstitute ist unbedingt geboten, die gutklingenden Namen der Aufsichtsräte bieten nicht die genügende Sicherheit; im Interesse der Allgemeinheit ist eine scharfe Kontrolle von vereideten Reichsbeamten nach-drücklich zu fordern.

Die Stadt Elberfeld

beging eine bedeutsame Feier. Unter außerordentlicher Betel-ligung von Nah und Fern, wobei auch die Reichsämter zu nennen sind, konnte die

Dreihundertjahrfeier

begangen werden. Tannengrün und Flaggen gaben der Stadt ein festliches Gewand, am Abend leuchteten Flammenstöbe und Leuchtku-geln von den Bergen ins Tal.

Zum bleibenden Gedenten an diese Feier erfolgte die Ein-weiheung des „Alterspflegeheims Kaiser Wilhelm- und Kai-serin Auguste-Viktoria Pflegeanstalt“. Im Laufe der Zeit wird das Heim 300—350 bettlägerige Kranke und alte Leute aufnehmen können. An Krankenräumen sollen zunächst nur so viel errichtet werden, daß vorläufig die Hälfte der Voll-belegzahl, d. h. 150 bis 170 aufgenommen werden können.

Dank reicher Spenden opferwilliger Bürger und gemein-nütziger Vereine steht die große Wohlfahrtsanstalt vollendet da. Dies Denkmal kennzeichnet die edle Gesinnung, die im Wuppertal von jeher gepflegt worden ist.

Der Konflikt zwischen Spanien und dem Vatikan

hat sich verschärft. Der spanische Botschafter beim Vatikan wurde von seiner Regierung abberufen und hat bereits Rom verlassen. Die Geschäfte führt vorläufig der Botschaftsrat weiter.

Der Reise des spanischen Königspaares an den englischen Hof wird politische Bedeutung zugeschrieben. Mit welchem Rechte oder in welchem Sinne, kann erst die Zukunft lehren. Näher liegend ist jedenfalls der politische Zweck des Besuchs, den König Alfons auf seiner Reise durch Frankreich dem Präsidenten der Republik Fallieres ab-stattete. Frankreich steht vor wenigen Jahren in demselben Kulturkampf gegen Rom, in dem sich augenblicklich Spanien befindet. Auch waren die Anfänge dieses Kampfes in Frankreich dieselben wie jetzt in Spanien. Wie damals so beschwert sich der Vatikan auch heute über Formlosigkeiten und Rüd-losigkeit der weltlichen Diplomatie. Gleichwohl besteht ein gewaltiger Unterschied. Die große Masse des spanischen Volkes steht der katholischen Kirche näher als die Frank-reichs. Und wenn der spanische Ministerpräsident Canalejas auch zehnmal erklärt, er habe in seinem Kampfe gegen Rom das gesamte Volk hinter sich, so können schon die nächsten Ereignisse ganz etwas anderes lehren. — Der Vatikan tut auch das Seine, um einen plötzlichen Bruch zu verhüten, und belästigt seinen Nuntius in Madrid trotz der Abberufung des spanischen Gesandten beim Papste aus Rom.

Kaiser Wilhelm im Hardangerfjord.

Das norwegische „Derebladet“ bringt folgende hübsche Schilderung von dem diesjährigen Aufenthalte Kaiser Wil-helms in Norwegen: Es ist Sonntag morgen. Der Dampfer „Hansha“, ein behäglich eingerichtetes Schiff, liegt an der Brä e in bda. Wi ruhen i: Korbstühlen auf Deck und träu-

Deiner Schwester ewigen Dank jagwe, wo er für mich in den Tod gegangen ist?“

Kurt hatte stumm dageessen, ihm ahnte schon nach der ersten Nennung des Namens Fredi, wer das nur gewesen sein konnte. Er nahm tiefbewegt das Kreuz seines Vaters an sich und drückte dem Grafen schimmernden Auges die Hand. „Die Erzählung weicht ein wenig von der ab, die ich früher hörte,“ antwortete Kurt mechanisch.

Nach einer Pause, die eingetreten war, begann der alte Herr wieder.

„Seit dem Tage meiner Heimkehr aus Frankreich, habe ich Dich nicht aus den Augen gelassen, Kurt. Du hattest ja keine Ahnung davon und ich habe absichtlich nichts gesagt und es Dir nicht merken lassen. Gar manches Mal griff ich ein, wenn ich sah, es ging etwas nicht so, wie es sollte; — Du wußtest es allerdings nicht.“

„Aber warum nicht damals, als ich mein Liebstes, meines Königs Rod ausziehen mußte?“ entfuhr es Kurt halbblaut.

„Wohl mußte ich, daß es Dir sehr schwer werden würde aus Deinem Beruf zu scheiden, aber mit den knappen Geld-verhältnissen hättest Du es nach dem Stande der heutigen Zeit doch nicht mehr lange aushalten können, also sagte ich mir, es ist besser, er geht so rechtzeitig, daß er mit dem Rest des kleinen Vermögens noch etwas Nützliches lernt, ehe es zu spät ist. Die Pension Deiner Mutter ist so gering, daß sie davon nicht leben konnte, außerdem traten Einbußen an ihrem Ver-mögen ein, na, später mehr davon, Kurt!“

Noch eins, nicht wahr, das siehst Du doch ein, daß es eine einfache Hungerleiherei ist, so ohne oder mit sehr ge-ringer Zulage Soldat zu bleiben?“ Verdienen tut der nichts! Wie Du jetzt siehst, hast Du ein Auskommen wie keiner Deiner Kameraden es in zwanzig oder dreißig Jahren haben wird — und wer hindert Dich daran, wieder einzutreten, wenn Du Else erst geheiratet hast? Um?“ — Hierbei blickte der Graf den aufhorchenden Kurt gespannt von der Seite an.

„Nein, Papa, das tue ich nicht! Erstens ginge es gegen unier: Abmachuna. Else nur dann zu heiraten, wenn ich

Die Erbschaft des Herzens.

Roman von Wilhelm von Trotha.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Endlich schlug er die Augen auf und ein befriedigtes Lächeln zeigte mir, daß er mich erkannt habe und sich über meine Anwesenheit freute. Dann fragte er nach Briefen. Ich reichte ihm einen von seiner Gattin hin.

Er öffnete den Umschlag und reichte mir den Brief, ihm denselben vorzulesen.

Langsam, mit großen Absätzen tat ich es. Ich hatte eben geendet, als die Tür leise geöffnet wurde und der Herr Oberstabsarzt hereintrat.

Als er bemerkte, daß der Verwundete wach und bei voller Besinnung im Bett lag, winkte er einem vor der Tür stehenden Herren zu, einzutreten. Im Rahmen derselben erschien nun der Adjutant unserer Kavallerie-Division. Er schritt auf den Kranken zu und überreichte ihm ein kleines Kästchen.

„Das sendet Ihnen Ihr König und auch für Sie, Graf Leeren, ist ein Geschenk eingegangen.“

Mein Freund hatte sich im Bette hochgerichtet und öffnete das Kästchen und darin lag auf schwarzem Sammet — das eiserne Kreuz erster Klasse.

Auch ich besah mein königliches Geschenk; es war derselbe schlichte und doch so herrliche Orden.

Watt sank der Verwundete mit einem verklärten Blick, in seine Kissen zurück. Die beiden Herren verließen uns.

„Erich“, begann er nach einer längeren Pause wieder, wenn ich nicht mehr in die Heimat kommen sollte, ich glaube, die Kugel sitzt zu gut, der Franzose hat nicht schlecht gezielt, so gehe Du zu meiner jungen Frau, sage ihr, daß ich als braver, deutscher und ehrlicher Soldat zur großen Armee gegangen sei.“

Aber Fredi, beruhige Dich doch, es ist ja nicht so schlimm mit Deiner Verwundung“, unterbrach ich ihn.

„Nein, nein,“ fuhr er fort, „laß mich ausreden; komme ich durch, so ist's schon gut, wenn nicht, kann ich wenigstens

men. Die Sonne brennt vom blauen, wolkenfreien Himmel, es ist 9 Uhr. Blau schimmert der Sörforb. Der Gletscher des Folgefond spiegelt sich in blauen und weißen Streifen im Fjord. Dort oben in 4-5000 Fuß Höhe Schnee und Eis, aber am Fuße lagende Landschaften, Garten an Garten in blühender Pracht. Auf den Feldern liegt — es ist mitten in der Ernte — das Heu hoch aufgeschichtet. Heute wandert das Volk zur Kirche. Die weißen Häubchen und die bunten, geschnittenen Kleider der Frauen mit den vielen Spangen und Ketten leuchten und blitzen in Sonnenschein. Es ist ein Bild, wie es unser berühmter Landsmann zu Wellhavens schönem Gedichte malte: „Es liegt ein schimmernder Sommertag, warm über des Hardangers Wasser.“ Einige hundert Meter von uns liegt die „Höhenzollern“, prächtig, majestätisch weiß glänzend mit einem grünen Schimmer, dem Widerschein des Meeres. Das Promenadenstrahl von Gold, stolz weht der schwarze Adler auf weitem Grunde. Aus den gelben Schornsteinen steigt heute kein Rauch auf, an Bord ist bis 11½ Uhr alles ruhig. Da ertönt Muff, die Schiffskapelle spielt Luthers gewaltiges „Schuß- und Truhlsied.“ Ein seltsame Burg ist unter Gott! Unter dem Sonnendach auf dem Hinterdeck wird Gottesdienst abgehalten. Der Kaiser leitet ihn selbst, er spricht frei über ein Bibelwort. Zum Schluß klingt mächtig und gewaltig über das Wasser: „Wir treten zum Beten vor Gott, den Allmächtigen“, das niederländische Danlied, das der Kaiser so liebt. Der Gottesdienst ist vorbei. Es war eine Stunde, wie man sie nicht oft auf dem Hardangerfjord erlebt. Etwas so liebliches und ergreifendes, etwas so stimmungsvolles und überirdisch schönes. Zwischen „Steiner“, dem kaiserlichen Begleitschiff, „Stettin“ und den beiden schwarzen Torpedojägern eilen kleine Boote hin und her, um die am Gottesdienst beteiligten Offiziere an Bord zu setzen; die strahlenden Uniformen blitzen in der Sonne. Im Hafen und am Lande wird es lebendig, die Matrosen haben Landurlaub. Auf der „Höhenzollern“ weht der Adler: Der Kaiser bleibt heute an Bord. Sonst kommt er jeden Morgen gegen 8 Uhr ans Land. Es gefällt ihm so gut in Odde. Dort können ihn alle, aber keiner belästigt ihn. Unbehelligt spaziert er mit einigen Herren seines Gefolges am Strande des Fjords. In jedem Jahr, wenn die Hitze in Berlin unerträglich wird, kommt Kaiser Wilhelm II. nach Norwegen. Möge der Tag noch recht, recht fern liegen, wo wir diesen vollstündlichen Kaiser, den uns so lieben Gast, in unsern Fjorden vermissen müssen.

† Das Sterbelied der Projektile.

Die Kriegsbilder von 1870 werden in diesen Sommer-tagen der 40jährigen Erinnerung wieder wach und lassen die große, uns noch so nahe Vergangenheit in lebendigem Lichte wiederaufsteigen. Da gewinnen neue Mitteilungen von Erlebnissen aus dieser Zeit ein besonderes Interesse, und so wird auch ein Jochen im Verlage von Klinkhardt und Biermann in Leipzig erschienen Buch „Kriegs- und Jagderinnerungen“ von Hans Eder von der Planitz willkommen sein. Der Verfasser, den sein unruhig abenteuerlustiges Blut in jungen Jahren zu Kriegserlebnissen und in alten zu weiten Jagdreisen drängte, hat schon den Krieg von 1866 als jüngster Soldat mitgemacht. Nach flehentlichem Bitten erhielt er von einem alten Oberst, einem Freunde seines Vaters, die Erlaubnis, als 15jähriger mitzumarschieren. Obgleich er nicht das Glück hatte, ins Feuer zu kommen, mußten doch seine kurzen Beinchen lange Marsche aushalten. „Unter dem riesenhaften Tornister mit feldmäßiger Padung, Mantel, Bajonett, Brotbeutel, Seitengehänge und Gewehr verschwand ich total, und da ich, der jüngste und kleinste Soldat, als linker Flügelmann ins Glied trat, erregte meine postierliche Erscheinung die fürnische Heiterkeit der Kompanie.“ 1867 trat Planitz in die päpstliche Armee ein, kämpfte im Dienste des Heiligen Vaters für den Kirchenstaat, eilte aber nach der Eroberung Roms nach der Heimat, um an dem Kriege gegen Frankreich teilzunehmen. Bei den Kämpfen vor Paris nahm er mit seinem Regiment an zwei der blutigsten Schlachten teil, denen von Villiers und Champigny. Ein padendes Bild entwirft er von dem furchtbaren Geschützfeuer, das auf seine Brigade von dem vor ihnen liegenden Fort Rogent und der mit gewaltigem Marinegeschütz armierten Redoute St. Maur eröffnet wurde. „Der Kanonendonner rührt uns kaum mehr, an die Sorte Tafelmusik sind wir schon seit Wochen gewöhnt. Doch plötzlich entsteht eine Bewegung unter den Mannschaften. Hoch über unseren Köpfen in weiter Distanz entbeden wir einen schwarzen Punkt, mit einem blauen, züngelnden Flämmchen, das stets wachsend in reißender Fahrt näher kommt; gleich-

eine Stelle habe, sie zu ernähren und dann, ob die goldene Freiheit eines Künstlers, niemand hat ihm etwas zu sagen, nota bene wenn er erst ein wirklicher Künstler ist, nein, nie wieder trete ich ein; aber sollte der Kaiser einmal uns aufrufen gegen einen Feind, so siehe auch ich mit dem Säbel in der Faust bereit, für mein Vaterland zu streben und zu sterben, wie mein teurer Vater! Ich werde dann wieder Reserve- oder Landwehr-Offizier werden! Ist's recht so, Papa?“ „Brav, mein Sohn! — Meine Elise ist bei niemanden sicherer aufgehoben, wie bei Dir, Kurt, komm' noch einmal in meine Arme, mein Prachtjunge!“

Bald darauf verließen beide das Atelier! — Graf Leeren blieb noch bis zur Eröffnung der Ausstellung. Beide Herren saßen im großen Ausstellungssaale, wo sie im Stillen die Triumphe genossen, die das Bild feierte. Niemand ahnte, daß der Künstler, den gar mancher gern gesehen hätte, so nahe sei, achlos gingen die meisten an den ruhig dahinschreitenden Herren vorüber.

Der Künstler hatte mit „A. Stohr“ gezeichnet. Am folgenden Tage reiste der Papa ab. Kurt hatte ihm versprochen, so um Mitte Dezember abzureisen, nachdem er alles geregelt habe und die neue Wohnung fertig und eingerichtet sei.

Auf dem Bahnhofe sagte Kurt noch kurz vor Abgang des Zuges:

„Bis dahin habe ich auch die Kopie des Bildes für Elise als Weihnachtsgeschenk fertig.“ Dann drückte er dem alten Herrn noch ein Zeitungsblatt in die Hand und auf einen Kunstausflug deutend bat er den Grafen:

„Zeige ihn so en passant Elise! Vielleicht interessiert sie selber.“

„Schön, werde ich tun; auf Wiedersehen, mein Junge!“

„Adieu, Papa!“

„Adieu, Kurt.“ Und langsam fuhr der Zug aus der Bahnhofshalle.

Papa Leeren war wieder zu Hause angekommen. Er konnte garricht all die Fragen seiner Elise beantworten. Immerzu fand sie eine neue Gelegenheit, dies und jenes über Kurt zu fragen.

zeitig hören unsere Ohren einen zischenden Laut, der sich mit Blüheschnelle verflücht und in einem kolossalen Knall endigt. Was das bedeutet, wissen wir alle nur zu wohl. Es sind die großen Granaten von St. Maur, die Zuderhüte, wie wir sie getauft haben. In kurzer Zeit hatte sich der Feind auf uns eingeschossen, so erzählt Planitz weiter von dem graufigen Sterbelied, das die Projektile sangen, „und nun folgten Stunden, wo selbst das tapferste Soldatenherz verzagte. Hundertmal lieber in den dichtesten Kugeltregen hineingeführt. Denn sobald die Bestie im Menschen losgelassen ist, kennt man keine Furcht, und der Kampf um das Sein oder Nichtsein gibt selbst dem verzagtesten ein gewisses Quantum Mut. Granate auf Granate schlug in nächster Nähe ein; Tod und Verderben in unserer Reihen verbreitend. Aller Augen sind auf die feindliche Feuerlinie gerichtet. Sowie ein „Zuderhut“ mit dem bläulich züngelnden Flämmchen sich über unseren Köpfen zeigt, schmeißt sich die ganze Abteilung auf Kommando mit der Nase platt auf die Erde, und bleibt, auf allen Vieren ausgestreckt, wie tote Frösche liegen. In den Sekunden, die nun folgen, schüren alle Herzen sich krampfhaft zusammen; in tödlicher Spannung wartet man, wo die Granate niederfällt. Ein zischendes Geräusch, den hundertsten Teil einer Sekunde dauernd, ein Knall, der einem durch Mark und Bein geht, eine Erdschütterung, die einem momentan Hören und Sehen raubt, dann eine Pause — und erleichtert atmet man auf — für diesmal ist es vorüber. Langsam richtet man sich in die Höhe, noch gelähmt von dem ausgestandenen Schreck. Auch diesmal ist das Schicksal noch gnädig gewesen. Nein, doch nicht. Vom Olgar Regiment her kommt ein Ambulanzwagen gefahren, Krankenträger eilen im Sturmschritt herbei; also doch ein Opfer — armer Kerl, den hats. Ein erschütterndes Bild. Ein Granatsplitter hat ihn so furchtbar zugerichtet, daß der Anblick einem das Blut in den Adern gefrieren macht; — dann doch tausendmal lieber den Tod durch eine feindliche Gewehrfluge. Und unwillkürlich durchzuckt einen bei dem Anblick der Gedanke: Wann ist die Reihe an dir? Mit größeren oder kleineren Zwischenräumen wiederholt sich unablässig dieselbe Tragödie, Hoffnung und Furcht in stetem aufsteigendem Wechsel. Und doch, selbst hier wirkt bald die Macht der Gewohnheit, zusammen mit dem echten guten Soldatenhumor. Nach einigen Stunden fängt man bereits an, faule Wiße zu machen über die Granaten, die sich in die Erde bohren und ersticken, und die als tote Projektile bezeichnet werden.“ Planitz wurde am anderen Tage die traurige Pflicht, vor der Beerdigung die Namen der Toten durch die bei ihnen gefundenen Papiere festzustellen. „Je ein tiefes gemeinsames Grab für Freund und Feind wurde gegraben und die Leichname wurden in Reihen zu sechsen übereinandergelegt. Sie waren schaurig und ergreifend anzusehen, entstellte durch furchterliche Wunden und den harten Todeskampf. Leise fielen die ersten Kloden herunter. Mild und mütterlich wob die Natur selbst das Leidentuch über die, die mit gebrochenen Augen hier lagen. In der strengen Kälte waren die Toten, so wie sie gefallen waren, erstarrt; also war es unmöglich, die Gliedmaßen auszutreten.“ Einen besonders rührenden Eindruck erhielt Planitz, als er die Leiche eines württembergischen Jägers, eines schönen, männlich kräftigen Burschen durchsuchte. In seiner Jade fand er eine Feldpostkarte, deren eine Ecke von einer Kugel weggerissen war. Die Karte, die schon fünf Tage alt war und von dem katholischen Priester eines kleinen Dorfes herrührte, lautete: „Mein lieber Josef! Deine Frau ist vor acht Tagen glücklich von einem kleinen Mädchen entbunden worden und bittet mich, dir dies mitzuteilen, und dir auch zu sagen, du möchtest gleich schreiben, nach welchem Schuttpatron dein Töchterlein getauft werden soll. Mutter und Kind sind wohl auf und dein Weib läßt dich aufs herzlichste grüßen. Ich bete unablässig für Dich und die Deinen. Kaplan S.“

Nach Tisch setzte sich der alte Herr gemütlich rauchend in seinen Faulenzler. Er hatte, anscheinend so ganz zufällig, ein altes Zeitungsblatt auf dem Tische liegen lassen.

„Was ist mit der Zeitung, Papa, soll sie weggeworfen werden?“

„Im, nötig ist das gerade nicht es sind Kunstausflüge drin. — Auch einer über die Ausstellung, wir mir Kurt so nebenbei sagte.“

„Sooo?“

Mit anscheinender Gleichgültigkeit griff Elise nach dem Blatt, innerlich konnte sie aber kaum die Zeit erwarten, darin zu stöbern, ob vielleicht über ihren Kurt etwas darin stehe.

„Dich wird nichts darin interessieren, Elise!“

„Nein?“ gab sie nur kurz zur Antwort und begann zu lesen.

„Papa, was ist das für ein Mann, der A. Stohr, der das große Bild in der Weihnachtsausstellung gemalt hat; das Bild muß ja großartig sein. Höre einmal, was die Zeitung schreibt: „In der Weihnachtsausstellung in München ist eines der bedeutendsten Kunstwerke der Neuzeit ausgestellt. Es ist benannt: „Atilas Tod.“

Die ganze Auffassung, der Ueberfall der germanischen Reiter des hunnischen Lagers, die verzweifelt fliehenden Hunnen, deren einzelne Gestalten geradezu meisterhaft wiedergegeben sind, ist überwältigend in der Darstellung.“

Am ergreifendsten ist die Szene, wie die junge, germanische Königstochter auf das Dach der hölzernen Königshurg gestürzt ist und mit goldig-fliegendem Haare träumerisch, aber begeistert in die Ferne schaut. Hinter ihr das Weil noch zum Schlage erhoben, stürzt ein hunnischer Krieger, durchbohrt von dem Speere eines blondlockigen Germanenkriegers. Man kann das ganze Werk nur als einzig in seiner Art, auch in der Durchführung gut gemalt, bezeichnen. Dem bisher unbekannten Künstler dürfte eine glänzende Künstlerlaufbahn bevorstehen.“

Hast Du den jungen Mann auch dort gesehen? Warum steht über Kurt kein Bild nichts drin? Was hat er denn gemalt?“

* Im Palaste des chinesischen Kaisers.

Von der Pracht des chinesischen Kaiserpalastes, der mit seinen zehntausend Einwohnern die riesenhafteste Residenz darstellt, entwirft Graf von Baga und zu Custod in seinen Erinnerungen vom Hofe des Kaisers Kuang Sü und der Kaiserin Tu-Hsi, die im August der „Deutschen Revue“ veröffentlicht werden, ein farbiges Bild. Er betrat zum ersten Mal den bis dahin unzugänglichen Bezirk kurz nach dem Einmarsch der europäischen Truppen in Peking und stand überwältigt vor der Pracht dieser Bauten. „Der Mittelpunkt der inneren Stadt bildet“, so erzählt er, „der wunderbar geschnitzte, von einem prachtvollen Baldachin überdachte Thronessel. Von hier geht jeder wichtige Schritt aus, und hierher führt jeder Weg. Er ist der Brennpunkt der Hauptstadt, das Herz des Kaiserreiches, aber er ist ein verbotes Gebiet. Der Mann, der seinen Fuß in den Thronsaal setzt, verwirkt sein Leben, so heilig und geweiht ist dieser Raum. Ich kann die Tatsache kaum glauben, daß ich in dem Santhuarium stehe, in dem bis vor kurzem niemals fremde Füße ihre Spur abgedrückt haben, und ich blide mich mit eifrigem Interesse um. Die Anlage dieses einzigartigen Baues ist höchst eindrucksvoll. Die vergoldeten Wände, die breiten Treppen, die marmornen Terrassen, die Wallgräben und die überall vorhandenen Brücken — das alles wirkt zusammen, eine Szenerie von imponierender Großartigkeit zu bilden. Jeder, der sich dem Thron zu nähern wünscht, muß durch alle fünf Städte, durch die sieben Tore und über die sieben Brücken von Peking gehen, und selbst, wenn man die kaiserliche Residenz erreicht hat, so sind noch fünf Höfe und fünf Hallen zu durchqueren, ehe man an den Thron gelangt. Nirgend sonst habe ich den Gedanken der Majestät so gewaltig verkörpert gesehen, weder in dem riesenhaften Palast des Zaren aller Reußen, noch an den glänzenden Höfen indischer Fürsten. Im Sommerpalast wurde der Verfasser zuerst vorgestellt. Durch einen weiten, mit weißem Marmor gepflasterten Hof gelangten sie in einen noch größeren und noch prächtigeren. Alle Anwesenden waren in Saphir und Gold gekleidet. „Doch ich war nicht imstande, all die Pracht in dem Raum zu betrachten, das Gold, die Juwelen und der Sonnenschein waren zu blendend. Ich konnte nur einen dunkelblauen Teppich sehen, der uns den Weg zu den Stufen der mittleren Halle oder Phagode, wie ich lieber sagen möchte, wies, eines jener Phantastiebauwerke, von denen wir in den Feenmärchen lesen. Zuerst erblickte ich in Guirlanden gebundene und in reichen Gewinden niederhängende Blumen. Es waren Chrysantheemen von mannigfachen Formen und Farbenschattungen; sie waren in Schalen und Vasen gesetzt, die Wunder an Alter, unvergleichlicher Schönheit und unschätzbarem Werte waren. Inmitten dieser überwältigenden Umgebung sah die Kaiserin-Witwe Tu-Hsi wie das vornehmste Götterbild in einem Tempel aus. Sie trug ein dunkelblaues, mit Goldfäden besetztes Kleid. Was mir am meisten an ihr auffiel, war ihr Mandschukopfputz, der das Haar wie die Flügel einer Fledermaus vom Kopf absteht, wobei jeder derselben mit einem Chrysanthemumbüschel geschmückt war.“

(Was die Fingernägel erzählen.

Die Charakterdeuter, die aus allen geringfügigen Neuheiten das Wesen und Temperament eines Menschen erkennen wollen, haben nun die Fingernägel in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen. Lange, schmale Fingernägel, so wie eine französische Modeschrift zu berichten, sind das sichere Anzeichen eines guten Naturells, sie verraten großes Selbstvertrauen und zugleich Mithrasen gegen die anderen. Wer breite Fingernägel hat, kann mit Gewißheit als ein schäufertner und zartfühlender Mensch angesehen werden. Vor den kurzen runden Nägeln aber mag man sich hüten, sie verraten den Choleriker und den Intriganten. Blaße Nägel lassen auf ein melancholisches Temperament schließen, auf eine besondere Neigung zu wissenschaftlichen Studien und philosophischen Betrachtungen.

„Oh, ganz gutes, wird auch schon erwähnt sein, vielleicht vorher in einem Blatt oder sonst wo.“ log der Papa ihr vor.

„Hast Du auch den A. Stohr kennen gelernt?“

„Ja!“

„Hast Du auch mit ihm gesprochen?“

„Ja!“

„Wie sieht denn solch ein Künstler aus? Hat er bunte Finger und Sammetjade mit Perlenschnitten?“

„Oh, so ein Mensch sieht wie alle Menschen aus. Auch ist er ganz sauber angezogen und gewaschen.“

„Sieht Kurt jetzt auch so wie ein Maler aus?“

„Ja — fast so wie, na, wie eben solche Künstler, so wie auch der Maler A. Stohr, aussieht! Warte nur noch acht bis zehn Tage, dann kommt Kurt ja selbst her, da wirst Du ja sehen, ob er wie solch ein Künstler aussieht!“

Wieder ist der Weihnachtsabend herangekommen und wie vor einem Jahre ist Kurt in Elses kleinem Salon, der an das große Zimmer anstößt, von dem ersten Tannendüfte eines angebrannten Zweiges herein duften.

Sente ist Kurt kein unruhiger Warten, nein, er stellt ein Bild auf und zwar so, daß es mitten in der geöffneten Tür steht, deren Flügel leicht angelehnt sind.

Aus einem anderen anstößenden Zimmer hört man frohes Lachen. Hans ist wieder auf Urlaub und als Weihnachtsbesuch ist eingetroffen — seine junge Braut. Kurz nach dem Wandern hat er sich mit einer entfernt verwandten Cousine verlobt.

Wieder ertönen die drei Glockenzeichen.

(Schluß folgt.)

Unaufgeklärter gräßlicher Mord. Am Büchelberg wurde unter einem Reifgahnen die gräßlich verstümmelte und verwesene Leiche einer 55jährigen Frau gefunden. Der Kopf war vom Rumpfe getrennt. Die Leiche war bereits von Tieren angenagt. Von dem Mörder hat man keine Spur.

Im Fr...
gen, seitdem
singen Wan
sinnen fröhli
nen Jahre f
Seine Unter
führender G
heutigen S
Was einer j
in der Gege
besübungen
im heutigen
das Jahnte
die Deutsc
902 910 Wi
folgt der
1800 Berei
gliedern in
großen Teil
berwandte
wovon die
mit 43 244
233 Verei
noch andere
sämtlicher
Spezialfili
der Arme b
Sport- und
kontingent.
der 16 U
schen Gane u
des Arbeiter
den über Na
aber bemeg
die Fußball
881 Verei
Tennis-Bun
schiedene an
quet, soden
Während d
Raum für i
Vereine mit
anliegen. De
mit 12 634
Eislaufverba
ihre elegante
gescheverwan
alters in
mit 11 200
diese, die ge
Element 30 E
schen Schwin
schen Schwim
wenn der M
tliche Ausgeli
Nicht seine
finden: „Eit
tausend Behr

(Die
Die La
reicht mehr
unvollständige
süßten und
wieder die
lören. Nid
teten in bl
Drähten, a
Telegraphie
noch heute
Ein hartnäck
der Elefant
Feinden der
wie die mäd
Telegraphen
und allerlei
folgte der
Ungewöhnlic
wird eines
Sindulgriff,
Über fast n
Indien die
Mit drohen
Posten, un
wich, fiel d
amerika hab
Elektrotechni
Gürteltiere
gewöhnlich
wählten die
gruben hier
der Zeit die
wegen die L
lodende Ziel
sie glauben,
hier der Vie
sie stets neue
Waldbewohn
Zahl der A
mehr ab, un
für Meister
in Wien her
willkommenes
rissen oder
wieder abge
Hffen wieder
die Vögel m
gefunden: sie
quartier, das
Der Specht
sein, als er
die Telegrap
an Insekten
Schnabel beg
tiefe, oft 7
der Zeit ler
mühen ein
hatte genug
berte von T
Specht sie so
wind zum D

Deutscher Sport.

Im Frühling dieses Jahres sind hundert Jahre vergangen, seitdem in Berlin der Turnvater Jahn mit seinen Jünglingen Wanderungen in die Hainheide unternahm, um mit ihnen fröhliche Bewegungsspiele zu treiben. Schon im folgenden Jahre schuf er mit ihnen den ersten deutschen Turnplatz. Seine Unternehmung stellt sich den folgenreichsten Entdeckungen fähiger Geister an die Seite, wenn man den Blick auf den heutigen Stand der Leibesübungen in Deutschland wirft. Aus einer längst erschienenen vergleichenden Statistik sämtlicher in der Gegenwart bestehenden Verbände zur Pflege von Leibesübungen ergibt sich die imponierende Stellung, die sie im heutigen Volksleben einnehmen. Unter den Vereinen, die das jährliche Turnen in seinem vollen Umfange treiben, steht die Deutsche Turnerschaft mit der gewaltigen Größe von 902 910 Mitgliedern in 8607 Vereinen an der Spitze. Ihr folgt der Arbeiterturnbund mit 145 000 Mitgliedern in 1800 Vereinen, der Deutsche Turnerbund mit 14 403 Mitgliedern in 186 Vereinen und die Bäderische Turnerschaft (zum großen Teil außerhalb Deutschlands) mit 3000 Mitgliedern. Verwandte Bestrebungen treiben die Athletenvereinigungen, wovon die Deutsche Sportbehörde für Athletik 666 Vereine mit 43 244 Mitgliedern und der Deutsche Athletenverband 238 Vereine mit 15 456 Mitgliedern zählt. Dazu kommen noch andere Vereinigungen, die nicht die allseitige Ausbildung sämtlicher Muskeln des Körpers bezwecken, sondern mehr das Spezialstudium des Sports durch Entwicklung der Beine oder der Arme betreiben. Zu dieser Abteilung stellen die Bergsport- und Wandervereine mit 300 000 Mitgliedern das größte Kontingent. Auf dem geflügelten Rade eilen 90 000 Mitglieder der 16 Verbände des Radsports durch die Vaterländischen Gänge und tummeln sich die Schär von 40 000 Mitgliedern des Arbeiter-Radsportbundes in frischer Luft. Nicht so erhaben über Raum und Zeit wie diese Ritters auf dem Stahlroß, aber beweglicher und gelenkiger im Gebrauch der Beine sind die Fußballspieler, unter denen der Deutsche Fußballbund 881 Vereine mit 58 770 Mitgliedern, der Deutsche Lawn-Tennis-Bund 90 Verbände mit 18 000 Mitgliedern und verschiedene andere Ballspielverbände neuen Stils (Golf, Cricket, Hockey) 30 Vereine mit rund 3000 Mitgliedern zählt. Während diese fast das ganze Jahr und fast jeden freien Raum für ihren Sport benützen können, müssen sich andere Vereine mit dem Winter und den Schnee- und Eisflächen begnügen. Der Deutsche Schönerband läuft, robbt, schneeballt mit 12 634 Mitgliedern in 29 Verbänden, und im Deutschen Eislaufverband ziehen 6000 Schlittschuhläufer in 50 Vereinen ihre eleganten Kreise. In ihrer Liebe zum Wasser sind ihnen gefolgsverwandt der Deutsche Ruderverband mit 43300 Mitgliedern in 317 Vereinen und der Deutsche Seglerverband mit 11 200 Mitgliedern in 41 Vereinen, aber noch tiefer als diese, die gern auf dem Trocknen sitzen, tauchen in das kalte Element 30 669 Schwimmer des 243 Vereine zählenden Deutschen Schwimmverbandes und 8851 Mitglieder der Deutschen Schwimmerschenschaft, die 54 Vereine umfasst. Wahrhaftig, wenn der Meister Jahn heut wiederläme und diese mannigfaltige Ausgestaltung seiner Gründung sähe, so könnte er mit Recht seine Worte in der deutschen Turnkunst bewahrt haben: „Ein Beispiel wird das Vorbild und reicht weiter als tausend Lehren.“

(Die Tiere und die Telegraphie.)

Die Länge der Telegraphenleitungen der Erde erreicht mehr als 8 Millionen Kilometer, aber in den unglückseligsten Ländern ward dieser Sieg nicht leicht errungen und groß war die Zahl der Gegner, die immer wieder die neuangelegten Leitungen zerstörten und zerstörten. Nicht nur die unglückseligen Volksstämme vernichteten in blindem Vandalismus das kunstvolle Netz von Drähten, auch die Tierwelt hat der Ausbreitung der Telegraphie schwere Hindernisse entgegen gestellt und ist noch heute nicht selten die Ursache schlimmer Störungen. Ein hartnäckiger Feind der Telegraphie war vor allem der Elefant. Eine französische Wochenschrift, die diesen Feinden der Elektrizität einen Aufsatzz widmet, erzählt, wie die mächtigen Dickschäuter immer wieder von neuem die Telegraphenstangen mit ihrem Rüssel aus der Erde rissen und allerlei Verwüstungen anrichteten. Welchem Instinkte folgte der Elefant dabei? War es der Haß gegen das Ungeheuerliche? „Das letzte Wort über den Menschen wird eines Tages gesprochen sein“, so sagt eine alte Hindu-Schrift, „doch nie das letzte Wort über den Elefanten.“ Aber fast noch schlimmer waren die Störungen, die in Indien die Büffel den ersten Drahtleitungen zufügten. Mit drohend gesenktem Haupte stürzten sie gegen die Pfosten, und die Stange, die dem ersten Ansturm nicht wich, fiel dann sicher dem zweiten zum Opfer. In Nordamerika haben die Höhlenbewohner den Ingenieuren und Elektrotechnikern manche Sorgen bereitet. Besonders die Grotte, die Wollhasen und die Stinktiere, die sonst gewöhnlich am Fuße der Bäume ihre Höhlen graben, wählten die Telegraphenstangen zu ihren Bauplätzen, gruben hier ihre unterirdischen Gänge und brachten mit der Zeit die Pfosten zu Fall. Die Bären, die in Norwegen die Telegraphie bedrohten, verfolgten dabei verlockende Ziele: das Surren der Telegraphendrähte ließ sie glauben, daß die Telegraphenpfähle ein Standquartier der Bienen seien. Die Sehnsucht nach Honig ließ sie stets neue Verwüstungen anrichten. Aber die zottigen Waldbewohner lernten aus ihren Enttäuschungen, die Zahl der Angriffe auf die Telegraphenleitungen häufig mehr ab, und schließlich verlor das Surren der Drähte für Meisten Peh seine Anziehungskraft. In Afrika und in Asien benutzten die Affen die Telegraphenleitung als willkommenes Turngerät; die Folge war, daß die Drähte rissen oder sich verwirrten, sodaß die Streden immer wieder abgelacht werden mußten, um die Sünden der Affen wieder gut zu machen. Am besten haben sich noch die Vögel mit dieser Erfindung des Menschengeschlechtes abgefunden: sie wählten die Drähte zum bequemen Standquartier, das einen Rundblick nach allen Seiten gestattete. Der Specht freilich glaubte im Anfang sehr schlau zu sein, als er aus dem Surren der Drähte schloß, daß die Telegraphenstangen in ihrem Innern eine reiche Beute an Insekten beherbergen mußten. Mit seinem spitzen Schnabel begann er die Pfähle zu klopfen, hämmerte tiefe, oft 7-8 Ztm. breite Löcher in das Holz, aber mit der Zeit lernte auch er die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen einsehen und ließ von der Arbeit ab. Er hatte genug Schaden angerichtet: in Amerika mußten hunderte von Telegraphenpfosten ersetzt werden, weil der Specht sie so zerhackt hatte, daß sie dem ersten Sturmwind zum Opfer fallen mußten. In der Welt der In-

sekten hat man das Auftauchen der Telegraphie offenbar mit Freude begrüßt. Die Mauerbienen erkoren die Porzellanisolatoren zu ihren Nestern, in sorgfamer Arbeit überzogen sie das leuchtende Porzellan mit einer Kruste von Staub, um dadurch die Brechung der Sonnenstrahlen zu verhindern, und bauten dann ihre Nester. Eine besondere Vorliebe für die Telegraphendrähte zeigen die Spinnen, die oft hunderte von Metern lang die Leitung mit ihren Netzen bekleiden. In Japan erreichen diese Spinnwebwerke bisweilen solche Ausdehnung, daß sie den Strom ableiten und den Depeschverkehr hindern. Darum gehen dort besondere Beamte in bestimmte Zwischenräumen die Streden ab, um die Spinnwebwerke abzutreiben: eine Sisyphusarbeit, denn wenige Tage später haben doch die fleißigen Tiere die zerstörten Fliegenfalle wiederhergestellt und neue dazu gewoben. Nicht nur auf dem Lande, auch in den Tiefen des Ozeans hat die Telegraphie ihre Feinde. Da ist vor allem der Bohrwurm, der in die Kabel eindringt und in der Kautschukummhüllung eine willkommene Abwechslung gegen die eintönige Holznahrung sieht. Schlimme Störungen richtet oft der Sägefisch an, der in den Tiefen des Meeres wohl bisweilen mit dem Kabel zusammentrifft. Das Hindernis erbittert ihn dann so, daß er mit seiner mächtigen Säge den Kabel angreift und dabei die Leitung zerstört. Die unterseeischen Leitungen folgen nicht immer dem Meeresboden, sondern sind von einer unterseeischen Hügelwelle zur anderen gespannt. Das benützen die Wale, als ein bequemes Mittel, um sich ihrer lästigen Schmarotzer zu entledigen: sie reiben sich an dem Kabel, bis die Walschalen, Algen, Schneeden usw. abgestreift sind. Aber diese unterseeische Toilette hat ihre Gefahren sowohl für den Kabel wie für den Walfisch. Es kommt vor, daß er sich mit dem Schwanz im Kabel verwickelt und sich nicht wieder frei machen kann. Sein Los ist dann der Erstickungstod. Im Juli 1873 fand man bei Reparaturarbeiten einen solchen Walfisch, der sich im Kabel wie in einer Schlinge gefangen hatte, und ein ähnliches Phänomen beobachtete man im Oktober 1889 an der brasilianischen Küste. Das Kabelschiff „Willing“, das Reparaturarbeiten vornahm, untersuchte den Kabel und schnitt ihn schließlich an der Stelle, an der der Strom stockte, durch. Man war nicht wenig erstaunt, als unmittelbar darauf, was von ungeheurer Gewalt emporgeschleudert, der Leichnam eines mächtigen Walfisches an die Wasseroberfläche kam. Im Innern des großen Fisches hatten sich Gase gebildet, die nicht entweichen konnten und nun den gewaltigen Körper wie einen Schleuderball emportrieben. Bei der Berührung mit der Luft platzte die Hülle mit einem lauten Knall. Dabei verbreitete sich ein so schlimmer Geruch, daß man schleunigst das Stück Kabel abschnitt, das dem Walfisch zum Verderben geworden war.

Ueber die Nachtfahrt des Ballon „Leipzig“

unter Führung von Hauptmann Härtel berichten die Leipz. N. N. von einem der Fahrteilnehmer folgende ausführliche Schilderung:

Am Sonnabend abend 10 Uhr 53 Min. ertönte nach dem Abwiegen des Ballons das Kommando „Aufziehen, laßt los!“ Langsam erhob sich unser „Leipzig“, um seine Nachtfahrt anzutreten.

Die Gestalten der recht zahlreichen Zuschauer, die uns „Glück ab“ zuriefen, verschwanden in der Dunkelheit; unter uns lag ausgedehnt die Stadt mit ihren zahllosen Lichtern, von denen sich der Palmengarten durch die verschiedenen Farben seiner Beleuchtung besonders schön abhob; über uns der prächtige Sternenhimmel, — ein herrlicher Anblick, — Musil vom Palmengarten tönte zu uns herüber.

Die Route unserer Fahrtrichtung war zunächst festgelegt; dieselbe ging mit einer ganz minimalen westlichen Abweichung nach Norden. Inzwischen war auch die Stille des Mondes aufgegangen. Sie vermehrte noch die Schönheit des Nachthimmels. Da plötzlich hörten wir ein lautes Geräusch, gleich dem eines in voller Fahrt befindlichen Automobils, doch ein solches war es nicht. Wie wir zu unserer Freude bemerkten, war es das Geräusch der Propeller des „Pareval 6“, der auf seiner Fahrt nach München um Mitternacht in Bitterfeld aufgestiegen war und nun in ca. 200 Meter Entfernung, vom Monde beschienen, majestätisch an uns vorüberzog. Signale, die wir durch Schwenken unserer elektrischen Lampen gaben, wurden bemerkt und erwidert.

Ein hochinteressanter Moment, Begegnung von Vent- und Freiballon, ein Zeichen des 20. Jahrhunderts!

2 Uhr 27 kreuzten wir die Bahnlinie Magdeburg-Wittenberg und passierten Jersb. Stets Aufmerksamkeit war erforderlich, da wir nur in ganz geringer Höhe (80 bis 100 Meter) fuhren und leicht Hindernisse in Gestalt von Kirchtürmen oder Fabriksschornsteinen auftreten konnten. — Wunderbar war die Ruhe, die uns umgab.

Allmählich machte sich die Morgenämmerung bemerkbar; der Morgenstern allein prangte noch am Firmament. Um 4 Uhr 26 Min., nachdem wir die Bahnlinie Magdeburg-Berlin gekreuzt, gab uns majestätisch die Sonne auf, begrüßt von unzähligen Vogelstimmen. Unbeschreiblich schön war dieser Moment, wie überhaupt die Eindrücke einer solchen Nachtfahrt, besonders bei Mondenschein, so wundervoll sind, daß sie wohl jedem, der eine solche Fahrt mitgemacht hat, unvergänglich bleiben werden.

Die Kühle der Morgenluft machte sich jetzt etwas bemerkbar; um so besser schmeckte uns der heiße Thee, den wir unseren Thermos-Gläschen entnahmen.

Leider begannen nach dem Aufgange der Sonne Nebelschichten, die auch bereits während der Nacht bisweilen zu bemerken gewesen waren, sich stärker zu bilden, und wie auf der Bühne beim Wechsel der Szenerie durch verschiedene Gazevorhänge allmählich das Bild den Zuschauern entzogen wird, so breitete sich auch über die

Erde ein weißer Nebelschleier aus, zunächst noch einen Durchblick gestattend, dann aber immer dichter werdend, bis nur noch ein gewaltiges Schneefeld unter uns zu sehen war, ein herrliches Wolkengemälde, von dem unser Führer, dessen Kunst im Photographieren bekannt ist, verschiedene Aufnahmen machte. Von nun an fehlte jede Orientierung, eine müßige Lage bei der Richtung, in der wir fuhren, da solche auf die Ostsee zuzuging.

Wir schwebten nun mehrere Stunden über den Wolken; über uns der blaue Himmel mit strahlender Sonne; selten drang ein Geräusch von der Erde zu uns herauf, nur um 6 Uhr 23 Min. hörten wir deutliche Infanteriesignale und Trommeln, ein Zeichen, daß wir eine Garnison überflogen. Es wird dieses wohl Stendal gewesen sein.

Da der Nebel unter uns nicht verschwand, so leitete unser Führer nach Ablauf der festgesetzten Zeit das Fallen des Ballons ein; nur durch mehrere kräftige Ventilzüge gelang es, den Ballon aus seiner Gleichgewichts heraus zum Eintritt in die Nebelschicht und zum allmählichen Fall zu bringen. Langsam fielen wir zur Erde herab, die erst deutlich sichtbar wurde, als das 100 Meter lange Schleppseil den Boden berührte.

Wir sahen die Elbe vor uns, die wir am Schleppseil passierten, schreuten dann durch das Seil eine friedlich weidende Herde auf, und durch etwas Ballastabgabe kamen wir über eine Mühle und ein Dorf hinweg, dessen zahlreich herbeiströmende Bewohner auf unseren Zuruf das Schleppseil ergriffen und dann den ganz behutsam auflegenden Korb festhielten. So genossen die Dorfbewohner, die wohl einen Ballon flogen, aber noch niemals landen gesehen hatten, das Schauspiel der Entleerung des Ballons durch Öffnen der Reißbahn. Rasch sank der Niese „Leipzig“ in sich zusammen, und leider war damit unsere so überaus schöne Fahrt bereits zu Ende. Bereits am Nachmittag trafen Führer und Mitfahrende wieder in Leipzig ein.

* Die Verteidigung des Boxers.

Daß das Boxen, allen Gegnern zum Troste, bisweilen doch eine wirksame und gefährliche Verteidigungswaffe werden kann, beweist ein eigenartiger Fall, der die Pariser Gerichte beschäftigt. Ein Kollege Johnsons, ein schwarzer Boxer, war des Todschlages angeklagt. Der schwarze Künstler des Faustschlages war in Pariser Sportstreifen eine bekannte Persönlichkeit. Eines Abends nahm er in irgend einer Straße des Montmartre in einer Kneipe eine Erfrischung zu sich; eine schwarze junge Apache erkannte den Boxer, man begann den schwarzen Galt zu hänseln und forderte ihn heraus, doch einmal zu zeigen, was er mit seinen Fäusten wirklich vermöchte, wenn keine Fuchthandluche sie schützten. Der Neger nahm das alles als einen Scherz und kümmerte sich nicht weiter um die Reden der abenteuerlustigen Gefellen. Er zahlte und ging. Auf der Straße aber wurde er von den jungen Burden eingeholt, man stellte sich ihm entgegen und erneuerte die Herausforderung. Seiner Kraft bewußt suchte der Neger mit den Äheln und ging weiter. Schließlich unternahm einer der Gefellen einen direkten Angriff auf den Boxer: der Champion wehrte sich seiner Haut und landete ein paar prächtige Hiebe. Der Angreifer geriet nun in Wut und zog ein Messer. Ein regelrechter Zweikampf begann, in dem die nackte Faust gegen das Messer fechten mußte. Aber das Duell war nur kurz: einige wuchtige Hiebe des Schwarzen, und der Gegner sank, eine tiefe Wunde in den Lenden, zu Boden. Er verblutete. Der Neger war nun angeklagt, bei dem Kampfe das Messer gegen zu haben. Aber er konnte dem Gerichte beweisen, daß er niemals ein Messer bei sich zu tragen pflegte. Der Boxer fühlte sich stark genug, um allein durch die Gewalt seiner Fäuste und die Kraft seiner Arme gegen alle Angriffe gefeit zu sein. Es zeigte sich, daß die Verwundung des jungen Apachen durch dessen eigenes Messer verursacht war: bei dem Hiebe des Negers war dem Anreißer die Klinge in den eigenen Leib gefahren. Der Boxer aber wurde freigesprochen.

* Ein internationaler Fürsorgekongreß

wird, wie die Internationale Wochenschrift mitteilt, in den Tagen zwischen dem 10. und 15. Oktober dieses Jahres in Washington stattfinden. Der Kongreß geht von der amerikanischen humanitären Gesellschaft aus, die dabei zugleich ihre 34. Jahresversammlung abhält. Sein Zweck besteht darin, auf dem Boden einer internationalen Aussprache alle diejenigen Probleme zu erörtern, die sich mit dem Kampf gegen Grausamkeit auf jedem Gebiete, mit der ethischen Erziehung der Jugend und den Fragen der Menschlichkeit im allgemeinen beschäftigen. Der Ehrenpräsident des Kongresses ist der Präsident der Vereinigten Staaten, der Ehrenvizepräsident König Georg V. von England. Auch die deutschen Fürsorgevereine werden an dieser Konferenz teilnehmen; so ist z. B. die Geschäftsführerin des Berliner Vereins zum Schutze der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung ehrenamtlich zur Schriftführerin des Kongresses ernannt worden.

Mittheil.

Schweres Bootsunglück bei einem Gewitter. Dieser Tage wollte ein mit 19 Personen besetzter großer Fischerkahn auf dem Traussee bei Gumbden vor einem Gewitter nach dem westlichen Seeufer gelangen. 100 Meter vom Ufer entfernt, wurde der Kahn vom Sturm erfaßt und weit in die See zurückgetrieben. Die Besatzung mußte lange gegen den Sturm gekämpft haben. Denn die Ertrunkenen hatten die durchgerissenen Ruderrahmen durch ihre eigenen Leibern ersetzt. Neun Bauernburschen und sechs Bauernmädchen aus Traunkirchen, Altmünster und Raab sind ertrunken. Die übrigen wurden durch allmählich herbeigekommene Fischer gerettet. Sie sind nach dem ausgestandenen Schrecken am Montag nachmittag noch nicht vernehmungs-fähig gewesen.

Zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilte das Kriegsgericht der 25. Division zu Darmstadt den Garbilen Wilhelm Gaud vom Leibgarde-Regiment Nr. 115 zu Darmstadt, sowie zu vierzehn Tagen Haft, 150 Mark Geldstrafe, Ausstoßung aus dem Heere und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre. Gaud hatte sich der unerlaubten Entfernung aus dem Heere, des Willens von Vorgefekten, der Angabe eines falschen Namens, des Diebstahls in 3 und des Betrugs in 16 Fällen schuldig gemacht. Er beschwindelte besonders bei seinen Streifzügen Geisliche um größere Geldbeträge. Diejen gab er an, seine Mutter sei gestorben. Auch sonst beging Gaud noch viele dreiste Schwindeleien. Er stammt aus Gernersheim.

Die Kagentollwut ist in dem oberpfälzischen Dorf Pöndorf ausgebrochen. Der Bezirksarzt hat über 100 Ragen töten lassen.

Bei der Kesselexplosion in der Zementfabrik in Beccin sind, wie nachträglich festgestellt ist, 9 Arbeiter getödet und vier schwer verletzt worden. Ein Arbeiter wird noch vermisst.

Wartburg-

Erstklassig in Material und Arbeit
Elegant im Bau
Unübertroffener leichter Lauf
Vornehm in der Ausstattung

Fahrräder

Man verlange Katalog und Preise für Saison 1911

Fahrzeugfabrik Eisenach

Automobile, Kriegsfahrzeuge, Milchseparatoren

Vertreter an allen Plätzen gesucht.

Ein Geheimnis für Mütter



ist es nicht, sondern weltbekannt ist die
vorzügliche Alpenmilch, darum ernährt Eure
Kinder mit

**G. Stempfle's Kinderwieback und
Kinderwiebackmehl,**

dessen Hauptbestandteil sie bildet. [1063]
Erhältlich in Apotheken, Drogerien und
Colonialwarengeschäften.

**Bernhard Stempfle, Oberstdorf
bayer. Alpen.**

Löwen-Apotheke Fr. Weeren, Hattingen, Kirchplatz 3.

Persil

wäscht schnell, mühelos und billig bei
grösster Schonung der Wäsche!
Alleinige Fabrikanten:
Henkel & Co., Düsseldorf,
auch der seit 34 Jahren weltbekannten
Henkel's Bleich-Soda.

Lehrkursus für Wiesenwärter.

Am 1. September ds. Js. beginnend veranstaltet die
Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen an der
Wiesenbauerschule zu Siegen einen Kursus zur Ausbildung von
Wiesenwärttern, welcher sechs Wochen dauert. Im Frühjahr
1911 findet sodann ein sechstägiger Wiederholungskursus statt,
dem sich die Entlassungsprüfung anschließt. [4725]

Anmeldungen sind baldigst an die Landwirtschaftskammer
in Münster oder an den königlichen Wiesenbaumeister, Herrn
G. Neumann in Siegen, zu richten, der auch zu jeder weiteren
Auskunft bereit ist.

Die Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen.

Gold=Perlen sind so selten, wie der Seifengehalt in
so vielen angepriesenen Waschpulvern,
die die Aufmerksamkeit der Hausfrauen auf „reizende Geschenkeinlage“
zu lenken suchen. Hüten Sie sich also
vor solchen Soda-Päckchen und verwenden Sie nur:

**Schmutzfresser=Seifen
und =Seifenpulver**

Machen Sie einen Versuch — und Sie verwerten dauernd:

„Schmutzfresser“

Preisgekrönt. Ges. geschützt.

Zum sofortigen Eintritt für dauernde Arbeit suchen wir

**Feinblechwalzer, Warmwalzer
und Scherenleute**

bei gutem Lohn. Gutes Quartier vorhanden. [4409]

Capito & Klein Aktiengesellschaft,
Feinblechwalzwerk, Benrath b. Düsseldorf.

Billige günstige Offerte.



Trotz der hohen Tabaksteuer
will ich hiermit beweisen, daß Sie aus
einer großen Warenfabrik vortheilhaft
kaufen u. daher billig kaufen können.
Ich verleihe folgende Kollektion: 100
St. amerikan. Größe wie Abbild.,
mit Java- oder Sumatrabade, für nur
1.50 Mk. 100 Sortuna, aus besten
Zakaten, für 1.80 Mk. und 100 ver-
schied. gute Cigarren in 13 Sorten
für nur 3.20 Mk. — 1780

Zusammen 300 Stk. mit
Porto für nur 6.50 Mk.
per Nachn. Garantie:
Umtausch od. Rücknahme,
daher kein Risiko. Bitte
sofort zu bestellen bei:

P. Pokora
Zigarrenfabrik
Neustadt, West-
preussen Nr. 109 A

Wir können nicht verderben

weil uns die erfahrene Hausfrau mit Reises
Salicyl eingemacht hat. Wer alle Früchte, Gemüse,
Gurken, Gelees, Fruchtstücke u. vor Verderben be-
wahren will, verwende nur Reises Salicyl. Be-
achten Sie auch die vielen Vorteile von Reises
Backpulver (das Universal-Backpulver), Reises
Buddingpulver und Vanillinzucker. [3868]

Reese Gesellschaft Hameln.

Gratis 1 Dose ff. Cakes für 50 Gutscheine.

Wagen- pferd.

Wegen Anschaffung eines
leichteren verkaufen wir ein
Gähr., zugest. [4617]

**Hattingen-Ruhr,
Reilstraße Nr. 7.**

X. Westfälischer Zuchtviehmarkt für Rindvieh, Schweine und Geflügel

am 15. und 16. September 1910 zu Hamm i. W.
auf dem großen Erzerplatz.

Beginn am 15. September 1910, nachmittags 3 Uhr.

Die auszustellenden Tiere sind bis zum 25. August 1910
bei der Geschäftsstelle der Landwirtschaftskammer i. Münster i. W.,
Schrotenstraße 6, anzumelden. Marktordnung und Anmelde-
bogen sind von dort kostenfrei zu beziehen. [4555]

Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen.

Globus-Putzextrakt

Alle Welt putzt mit
dem besten Metallputz.

In Dosen à 10 u. 20 Pf.

überall erhältlich

Wannemühle,

fast neu, billig zu verkaufen.
H. Thielemann,
Niederborsfeld.

Junge braver Eltern als
Lehrling
gesucht.
Fr. Heine, Elektro-Installat.,
Wing bei Hattingen.

Vertreter (10-20 Mk. täglich
geruchlose Dauerleinen-Wäsche.
Eid Nacht., Dauerwäsche,
Frankfurt a. Main.

Für sofort wird für Hattingen
und Umgebung ein fleißiger
Mann
als Eintastierer und Verkäufer
gesucht. Unbescholtene Bewer-
ber, welche über kleine Kaution
erfüllen, wollen sich melden
unter Nr. 4591 an die Ge-
schäftsst. d. Stg. in Hattingen.

Zuverlässiger Mann
erhält Feuerversicherung-Agentur.
Offerten nach Dortmund post-
lagernd E. 35. [37]

Epochemachende Erfindung

Hoppe's Epidermun

Unübertrefflich!
Meine Damen und Herren!

Sie haben bisher unbewußt täglich an sich selber
und an Ihren Angehörigen gesündigt, indem Sie für Ihre Haut- u. Körperpflege
die ungeeignetsten und gefährlichsten Mittel verwandten. Fort mit den kal-
laugenhaltigen Seifen! Fort mit d. bakterien-schwangeren Lappen u. Schwämmen!
Die neuesten wissenschaftlichen Forschungen und überraschenden Entdeckungen
enthüllen uns Wunder der Hautfunktionen. Diesen wichtigsten und kompli-
ziertesten Mechanismus des menschlichen Körpers wird jeder denkende Mensch
sich bis ins höchste Alter zu seinem Wohle erhalten wollen. Dies zu erreichen
ist aber nur möglich durch „Hoppe's Epidermun“ von dessen großartiger
Wirkung Sie beim ersten Gebrauch voll überzeugt sind. Flacons à nur 1.- u.
2.- Mk. zu haben in allen Apotheken u. Drogeriehandlungen oder direkt durch:
Carl Hoppe & Co., Spezialitäten-Fabrik, Berlin SW. 48

Katalog über populär-medizinische Werke sowie über hygienische u. sanitäre
Gummi-Spezialitäten verlange man nur direkt gegen Beifügung von 20 Pf.
Porto für geschlossene Briefzusendung.

Heftung!

Direktion einer hiesigen gut
fundierten, durchaus realen
Kranken- und Sterbefälle sucht
überall tüchtige

Vertreter

gegen hohe Bezüge. Bei guten
Leistungen reise Anstellung.
Offerten unter Nr. 4606 an
die Geschäftsst. in Hattingen.

Puddler u. Walzer

4669
Eisenwerk Rothe Erde,
Abt. Walzwerk, Dortmund.

Junges properes ordentliches
Mädchen
für Conditorei und Haushalt
gesucht. [4609]
Conditorei u. Café Halbach,
Barmen, Bredinghausstr. 10.

Wegen Heirat des jetzigen
Suche ich für kleinen Haushalt
zum 1. September ein ordentl.
Mädchen,
welches auch Kinder gerne hat.
Frau Willy Windrath,
4596 Barmen, Wertheimerstr. 15.

Riegel, bester Bitterlikör,

von Ärzten empfohlen, fünfjährig geschützt, von vorzüglicher
Bekanntheit. [4611]

In den besseren Restaurants und Geschäften zu haben.

Generalvertreter: **Lothar Brämer, Hattingen.**

Mehrere brave Mädchen

für Stadt und Land, Ackernechte, Jungen von 15-18 Jahren
für Landwirtschaft, erhalten sofort oder später gute Stellung
nach hier oder auswärtig durch

Frau Alwine Laube, Stellen-Vermittlerin.
[1746]
Weimar-Bahnhof, Marktstraße 1.
Elektrisch zu fahren bis Haus Weimar. 21

Überzeugen Sie sich, daß die Deutschland-Fahrräder

die besten, daher im Gebrauch
die allerbilligsten sind!

Verlangen Sie Preisliste
die reichhaltigste d. Branche,
auch über Radfahrer-Be-
darfs- u. Sportartikel, Ma-
schinen, Uhren etc.
kostenlos von den
Deutschland-Fahrrad-Werken
August Stukenbrock, Eimbeck
Königs u. größtes Fahrradhaus Deutschlands

Tausende Raucher empfehlen

meinen garantiert
ungeschwefelten,
deshalb sehr be-
kommlichen und
gesunden Tabak.

1 abakapfeife um-
sonst zu 5 Pf. meine
berühmten Förster-
tabak für M. 425 Mk.
9 Pf. Pastorentabak
a. Pfeife kost. 2.50 Mk.
rk. 5 Pf. Jagd Ka-
kastorm Pfeife 2.50
rk. 9 Pf. holländ.
Kastorm mit Pfeife
M. 7.50 franko. 9 Pf.
Frankfurter Kan-
aster m. Pfeife kost. 2.
M. 10.- gegen Nach-
nahme. Bitte anzugeb.
ob nebenstehende Gesundheitspfeife
oder eine reichgeschmückte Holzpfeife
oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal (Baden)
-Fabrik, Wehrh.

Breißelbeeren

für Ende August bis Oktober
zu 22-26 Pfg. per Pfund frei-
bleibend ab hier. Nachnahme.
Es gelangen nur ausgeladene
Beeren in neuen Körben von
20 Pfund an zum Versand.

**Sauerl. Verein für Verwer-
tung d. Beeren, Neßheide-N.**

Kopfläusen

mit Brut vernichtet radikal Rademacher
Goldseife. Patentamt. gesch. Nr. 75186.
Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut
von Schuppen, befördert d. Haarwuchs,
verbütet den Zuzug v. Parasiten. Wichtig
f. Schulkinder. Flasche 50 Pf. Erhältl.
in Drogerien und Apotheken. Wo nicht
erhältlich, gegen Eins. v. 50 Pf. direkt v.
all. Fabrik Rademacher & Co., Siegburg.
Um sich v. mind. r. w. Nachschm. zu schützen,
achte man b. Einkauf auf d. u. Nr. 75186
patentamt. eingetr. W.-Z. „Goldseife“.

Stridmaschinen mit Mael

30-50 An-
zahl. Mael. Strid-Ma-
schin. P. Kirsch, Döbeln.

Breißelbeeren

4690
offizieren freibleibend zu 22-
25 Pfg. pro B. und in Körben
von 20-60 B. unter Nachn.
Lieferung bestimmt im Septbr.

Trudewing & Penz,
Neßheide, Sauerland, Teleph. 40.

Technikum

Hochbau, Ma-
schinenbau,
Zieglerschule, Heizerschule,
Elektroschule. Beginn 3. Nov.
Vorunterr. 5. Okt. [4555]
Satzung kostenfr. **Lemgo.**

Sprechmaschinen und Platten,

befondere Neuheiten, empfiehlt
Hugo Schmidt,
4539 Uhrmachermeister,
vorm. H. Gronenberg, Hattingen,
Steinhage 13. Fernruf 135

PATENT-RO KÖCHLING

Ing., beid. Sachverständige (im
gewerblich. Schutzrechtsangelegen-
heiten) für das königl. Land-
gericht Hagen i. W. prüft Er-
findungen kostenfrei, reell und
sachgemäß. Ia. Empfehlungen
bezgl. Anmeldung und Ver-
wertung. 12 eigene Geschäftsf. -
u. a. Berlin - Hauptbüro:
Hagen i. W., Elberfelderstr. 68,
Telefon 1412.

100 gold- gelbe Sandfäse

Mk. 2.95 rel. geg. Nachnahme,
60 gr. Bauerntäse Mk. 3.80
76 Thür. Stangentäse Mk. 3.50
verkauft **Heinrich Pagel,**
Käsefabrik Harfumi, Ha. Nr. 143
Wiedervert. bitte Preisst. verla.

Für Rettung von Trunkucht

verwend. Anweisung nach
37jährig. approbierter Me-
thode zur sofortigen rad-
kalen Beseitigung, mit, auch
ohne Vorwissen zu vollziehen,
keine Berufsstörung, un-
ter Garantie. 7 Briefe mit 60
Pfg. in Brie m. rten beizufügen.
Man adressiere Privat-Anstalt
Villa Christina bei Säckingen
Baden.

Überzeugen Sie sich, daß die Deutschland-Fahrräder

die besten, daher im Gebrauch
die allerbilligsten sind!

Verlangen Sie Preisliste
die reichhaltigste d. Branche,
auch über Radfahrer-Be-
darfs- u. Sportartikel, Ma-
schinen, Uhren etc.
kostenlos von den
Deutschland-Fahrrad-Werken
August Stukenbrock, Eimbeck
Königs u. größtes Fahrradhaus Deutschlands

Wetter.

„S
arbeitet m
häuser fauc
Berggung
weg.“

„Dartwi
im erst re
nicht an.
lieb gehabt
leicht und
nicht glaub
möchte er
Er nach
von Bunla
haben,

Eine vollstümliche Königin.

Mit Schreden sehen die belgischen Radikalen, wie seit dem Regierungsantritt König Alberts der monarchische Gedanke oder vielmehr ein gewisses Gefühl der Ergebenheit und der Treue gegenüber dem Königspar mehr und mehr auch in den unteren Schichten des Volkes durchdringt. Nicht zum wenigsten trägt zu dieser Wandlung der Anschauungen die edle und vornehme Art und Weise bei, in der die Königin als echte Tochter des Menschenfreundes Herzogs Karl Theodor ihre Pflichten als Landesmutter ausführt und betätigt. In glänzender Weise ist die Zuneigung des Volkes bei dem Geburtstage der Fürstin am 24. ds. zum Ausdruck gekommen, der in sinniger Weise durch die Förderung einer edlen sozialen Bestrebung gefeiert wurde. Es war angeregt worden, an diesem Tage ein kleines Röschen aus Zelluloid zu tragen und den Erlös aus dem Verkauf dieser künstlichen Blumen der Königin für die Vereinigung zur Bekämpfung der Tuberkulose zur Verfügung zu stellen. Der Gedanke wurde im ganzen Lande mit Begeisterung aufgenommen; die großen Städte Brüssel, Antwerpen, Gent und Lüttich wetteiferten untereinander, sich zu überbieten und selbst die entferntesten Landstädte der Provinz Luxemburg beteiligten sich an diesem edlen Wettstreit. Der Verkauf der Blümchen, die Rosenform in Rosa hatten, begann schon Wochen vorher und in Brüssel allein wurde deren

gegen 400 000 verkauft. Antwerpen erreichte die stattliche Zahl von 250 000 und in einer der Bevölkerungszahl entsprechenden Abstufung folgten die übrigen Städte. Ueber die Hälfte des Erlöses, dessen genauer Betrag heute noch nicht festgestellt ist, der aber die Summe von 300 000 Fr. erreichen soll, kann dem gemeinnützigen Werke zugeführt werden, und das belgische Volk hat auf diese Weise seiner Königin in diesem eigenartigen Geburtstagsgeschenk ein beredtes Zeichen seiner Liebe und Verehrung gegeben.

Todesahnung.

Eine Erinnerung an den 6. August 1870.
Von W. Bovermann.

(Nachdruck verboten.)

Es war am Vorabend der denkwürdigen Schlacht bei Spichern. Unaufhörlich passierten Reiter und Wagen die Landstraße, die nach Saarbrücken führte. Eine große Unruhe machte sich bemerkbar; es lag etwas in der Luft, eine Ahnung kommender Ereignisse. Abwärts der Landstraße, in der Nähe eines Bauerngehöfts lag das Bataillon im Bivak. Vom langen Tagesmarsch ermüdet saßen die braven Musketiere am Wackfeuer; die Nacht war bereits hereingebrochen und nach kurzer Zeit versenkten die meisten in festen Schlummer. Viele von ihnen

träumten wohl von der Heimat und ihren Lieben in weiter Ferne.

Vor einem zum Gehöft gehörenden Badofen hatten sich zwei Musketiere aus Badholz ein primitives Lager bereitet, so gut es eben ging. Sie waren Nachbarskinder, die beiden, Söhne der roten Erde. Der Hauptmann hatte seine helle Freude an den beiden strammen Jungen, die in der Ausdauer unverwundlich waren. Man nannte sie die „Unzertrennlichen“, weil man sie meist beieinander sah, den Karl Horst und Stephan Bräuder. Sie waren ein Herz und eine Seele und wehe dem, der sich in ihre Angelegenheiten mischen wollte.

Karl Horst konnte heute keinen Schlaf finden, und sein Kamerad war mit dem harten Lager auch nicht zufrieden. Er mochte sich legen, wie er wollte, das Badholz-lager wollte ihm nicht behagen.

„Zum Rudel“, flüsterte Karl Horst leise, „ich lag auch lieber im Himmelbett, als auf diesen elenden Bado-splittern!“

„Ganz meine Meinung, Karl, gib acht, gleich gib's noch ein düchtigen Nassauer dazu, daß uns kein Faden am Leibe trocken bleibt.“

Richtig, kaum hatte Stephan noch einige ironische Bemerkungen über das Wetter gemacht, da fing es an und goß in Strömen, sodaß die beiden es vorzogen, sich zu erheben und in strammer Haltung dicht an dem Bado-fen gedängt, Schutz zu suchen. Allmählich war es Mitternacht geworden, die Feuer waren verlöscht, rabenschwarze Nacht herrschte ringsumher. Unaufhörlich rieselte der Regen vom Himmel, auf dem Acker nebenan floß das Wasser leise rauschend die Furchen entlang der Landstraße zu.

Hier und da sprang ein Soldat auf, wenn gerade ein kleiner Gießbach den Weg zu seiner Lagerstatt gefunden hatte und suchte ärgerlich ein trocknes Plätzchen auf, andere stürzten sich nicht daran und schliefen ruhig weiter.

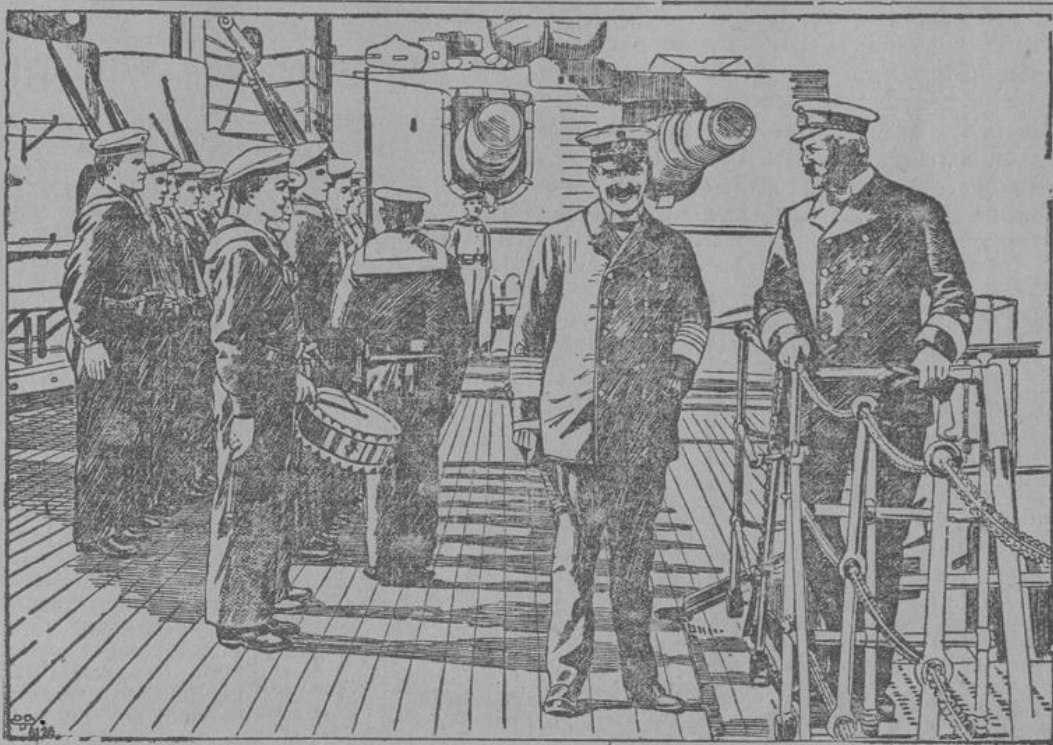
„Karl“, meinte Stephan leise, zaghaft, „ich glaube, morgen geht's los. Die Adjutanten jagten ja wie toll, und der alte Oberst erhielt eine Meldung nach der andern.“

„Ich glaube es auch, der Alte sagte es ja heute morgen auch, als die Depesche von der Erstürmung Weizenburgs verlesen wurde. Junge, ich freue mich ordentlich darauf, den elenden Rothosen mal auf das Dach zu steigen, an mir soll's nicht fehlen, wenn es drauf los geht.“

„Und doch, Karl, wer weiß, ob wir morgen abend noch leben. Es ist mir schon den ganzen Abend so sonderbar zumute, ich muß immer an deine Schwester denken. Durch den Krieg ist alles anders gekommen, wie wir es uns ausgemalt und geplant hatten. Du hast ja selbst gesehen, wie untröstlich sie beim Abschiede, ich glaube, wenn ich bliebe, der Schlag wäre zu hart für sie.“

„Ach was, Stephan, laß die trüben Gedanken fahren, eine jede Kugel trifft ja nicht, und Gott verläßt keinen braven Deutschen. Mut, alter Junge, dem Mutigen hilft Gott, auch in der Feuertaufe.“

Da der Regen nachließ, machten sie es sich vor dem Badofen bequem, die Unterhaltung verstummte allmählich, der Schlaf übermannte sie.



Kaiser Wilhelm an Bord des Linienschiffes „Nassau.“

Kaiser Wilhelm, der am geistigen Tage von seiner diesjährigen Nordlandsfahrt zurückgekehrt ist, wurde bekanntlich auf der Rückfahrt von dieser Fahrt an der norwegischen Küste von einem Teil seiner Nordseeschlachtsflotte empfangen, in deren Begleitung er auch den Rest

seiner Reise zurücklegte. Bei dieser Gelegenheit besichtigte der Herrscher auch das im vorigen Jahre vollendete riesige Linienschiff „Nassau“ den ersten der deutschen „Dreadnoughts.“

„Gebunden.“

Novellette von W. Ferno

(Nachdruck verboten.)

UR. Hartwig Lüdinghaus schritt durch die vom Regen feuchten Parkwege. Nein, es war doch nichts mit dem Pierleben! Er mußte wieder „rüben“. Und er wäre doch so gerne geblieben, nachdem er jahrelang drüben gewesen, in Südwest, erst im Kriege, wo er am Waterberg ziemlich schwer verwundet wurde, dann zur Erholung in einem Sanatorium in Süddeutschland war, und nun, nach abermals drei Jahren, als Hauptmann zurückkam. Als Hauptmann! Er konnte jetzt heiraten, konnte bei bescheidenen Umständen ein Haus gründen, und dazu der halbjährige Urlaub für die Heimat und die Hoffnung, sich endlich, endlich mit Therese von Bunsack verloben zu können. Denn je länger er in Südwest war, desto sicherer war es für ihn, daß er nur diese eine lieb hatte. Er hatte sie einst zur Wanderverszeit kennen gelernt, als er auf dem großen Domänengut, das ihr Vater gepachtet hatte, einquartiert war. Das einzige Töchterlein! Und ob er gleich nie zu ihr von seiner Liebe gesprochen hatte, er begte die bestimmte Hoffnung, daß sie ihm gut sei und auf ihn warte.

Denn — damals um sie werden — vor dem Hauptmann konnte er an Heiraten nicht denken. Und auf die Mühsal seiner Frau rechnete! Hartwig hatte das stets sehr unumwunden gefunden. Außerdem war ihm bekannt, daß die Domäne viel zu teure Pacht kostete, und mehrere schlechte Ernten dem Amtsrat ungeheure Verluste gebracht hatten.

In Südwest hatte er denn auch gelegentlich durch einen Kameraden erfahren, daß der Amtsrat gestorben sei, seine Witwe die Pachtung aufgegeben habe und ein bescheidenes kleines Landhaus in einem freundlichen Badoort bewohne.

Dahin hatte er gewollt, endlich Therese wiederzusehen, aber zunächst war er zur Erholung zu seinem Vetter gefahren, der ein großes Gut in Bommern hatte. Und da hatte er heut, am Tage seiner Ankunft, eine große Neuigkeit erfahren: Therese hatte vor ungefähr einem Jahr das große benachbarte Gut von ihrem Vater, einem alten Junggesellen, geerbt. Aus dem kleinen Landhüschchen war sie mit ihrer Mutter in das große, stolze Herrenhaus auf Dobernau eingezogen, beschäftigt eine Inspektorin und einen Hofverwalter, hielt aber selbst die Zügel der Wirtschaft in Händen.

„Wie der beste Landwirt“, sagte Axel Lüdinghaus, Hartwigs Vetter, „das Feld und Vieh und Wald stets bestens im Stande, arbeitet mit modernen Maschinen, hat gute neue Arbeiterhäuser bauen lassen und einen schönen Sonntagspaß zu gewissen Vergnügungen für ihre Leute. Die versteht's. Die macht ihren Weg.“

Hartwig Lüdinghaus war ganz geschlagen. Nun war sie ihm erst recht verloren; jetzt um sie zu werben, das ging gar nicht an. Kommen und sagen: ich habe Sie seit jenen Tagen lieb gehabt, Ihr Bild hat mir die schweren Jahre dort drüben leicht und leicht gemacht — nein — das würde man ihm doch nicht glauben. Man würde denken: die reiche Gutsbesitzerin möchte er sich ertönen.

Er nahm sich also vor, jedes Zusammentreffen mit Therese von Bunsack zu vermeiden, es würde ihm doch zu weh tun haben.

Das war nun leichter gedacht, als getan, denn als die Vetterin am andern Tage bei dem alten Hofmeister Deimert eingeladen waren, erschienen ebenfalls als gebetene Gäste die Herrin von Dobernau und ihre Mutter, Frau von Bunsack, eine sehr lebhaft heitere Dame, die mit fabelhafter Gedächtniskraft sich jeder Männer-Entscheidung erinnerte.

Therese erschien ihm wie einst und wie sie in seiner Seele lebte, und doch so viel reifer in ihrer fernen Art. Vor sechs Jahren — oder waren es schon sieben? — da war sie lebhafter und fröhlicher gewesen. Er wollte ihr fern bleiben, aber dazu war der Kreis zu klein; und außerdem war er, der so viel aus dem fernen Lande drüben zu berichten mußte, der Mittelpunkt der Tafelrunde.

Allmählich, während seiner Erzählung, streifte sein Blick das stille Gesicht mit den großen leuchtenden Augen verstoßen, dann war's, als ob sie es merkte, und sie blickte fort. Außerdem tat es ihr weh, ihn anzusehen, so verändert fand sie ihn. Schmal und fahl war sein Gesicht geworden drüben unter Afrikas Sonne, und Sorge und Heimweh hatten Linien hineingezeichnet. Hartwig sah gar nicht glücklich aus und sie — sie hatte ihn so gern glücklich gesehen.

Des jungen Hofrathes Frage: „Aber nun bleiben Sie doch hier, Herr Hauptmann Lüdinghaus?“ ließ Therese aus ihren Gedanken.

Die klugevolle Männerstimme sagte leise: „Ich weiß es noch nicht, vorläufig habe ich sechs Monate Urlaub, fast möchte ich hier wieder um Anstellung im Heere bitten — vielleicht wäre in meinem alten Regiment Platz für mich — aber ich habe — noch nichts darüber bestimmt — es ist doch möglich, daß ich wieder hinübergehe.“

„Dann nehmen Sie sich lieber eine Frau mit“, sagte die alte „behagliche“ Hofrathin lächelnd — „solch Leben in der Fremde ohne Frau — das denke ich mir gräßlich, und es sind schon viele Offiziere mit ihren Familien drüben.“

Ein Lächeln zuckte um Hartwigs Mund, als er sagte: „Nein — nein — ich möchte keine Frau, die ich liebe, mit drüben haben.“ Er brach ab, und da der Hofrathes Frage andere Fragen auf dem Herzen hatte, kam man nicht darauf zurück.

Axel Lüdinghaus' kleine Frau sah mit heißen Wangen und traumhaft großen Augen dabei. Axel war eine Menschenfreundin, und hier war ihr mit einem Male ein großes Geheimnis klar geworden, sie fand plötzlich den Schlüssel dazu, weshalb Therese so einsam auf Dobernau saß, und weshalb Hartwig wieder fort wollte. Sie konnte gar nicht die Zeit erwarten, bis sie daheim ihren Axel unter vier Augen sprechen konnte.

„Ihr seht auch gar nichts, ihr Männer!“ schalt die kleine Frau. „Macht doch bloß mal die Augen auf! Die Sache ist doch so einfach: die beiden sind sich gut und gehen sich, nun sie zusammenkommen könnten, dem Wege! Es wäre ja eine Schmach, wenn wir das gesehen ließen.“

„Was sollen wir denn dabei tun?“ fragte Axel, und der große starke Mann sah ordentlich kläglich herab auf seine kluge Frau.

„Ihr Männer könnt das natürlich nicht, ihr seid darin wirklich zu ungeschickt und zu zaghaft, wenn auch das Lebensglück zweier Menschen darüber in Trümmern geht.“

Axels Augen weiteten sich immer mehr: „Du sprichst ja wie ein Buch, Axel — von der Seite kenne ich dich ja gar nicht.“

„Na, siehst du — was du für eine prachtvolle Frau hast!“ neckte Axel, „aber zur Strafe für eure Jagdzeit werde ich meine Weisheit für mich behalten.“

Bis tief hinein in die Nacht hatte die Lampe in Hartwigs Zimmer gebrannt, und gegen Morgen war er zum Entschluß gekommen, er hatte an Therese geschrieben, schlicht und doch warm von den Jahren gesprochen, die zwischen ihnen lagen, von der Gegenwart, da er um die reiche Gutsbesitzerin nicht mehr werben konnte, trotzdem er sie ebenso treu liebte wie damals. Und darum wollte er wieder nach Südwest. Mit treuen Worten nahm er Abschied von ihr und mit heißen Wünschen für ihr Glück. Keine Bitte, keine Frage flocht er ein, wie ein Mann wollte er liegen — auch über seine Liebe. So war sein Würfel denn gefallen, Binnen einer Woche würde sein Besuch abgehen, daß man ihn wieder nach drüben schickte.

Er brachte am frühen Morgen den Brief selbst zur Postkassette. Es war doch nicht leicht, einen Jugendtraum, der nun fast zur Wahrheit hätte werden können, zu begraben.

Axel hatte ihren hübschen Kopf heut neben dem Briefkastensorgen voll von Gedanken. Kein Zweifel, die gingen sich aus dem Wege — und damit verloren. Das ging nicht, die mußten sich noch einmal sehen, und Axel hatte ihr erklärt, daß er in eine Einladung für die Dobernauer Damen nicht willigen würde, und hinzugefügt: Fräulein von Bunsack würde ja dann auch nicht kommen, so gern sie sonst nachbarliche Freundschaft hielt. Da hörte sie den Oberinspektor zu Axel sagen: „Die Dobernauer binden heut schon Roggen auf — oben auf dem Waldfeld sind sie dabei.“

Das paßte gut, Axel fuhr heut zu einem Lokaltermin in die Nachbarstadt, da würde sie Vetter Hartwig zu einem weiten Spaziergang aufmuntern — nach dem Dobernauer Waldfeld! Denn sie wußte, daß Therese da in der Nähe sein würde, zu Fuß oder zu Pferde oder auf der Spinne, die sie selbst fuhr.

„Also, wir machen einen weiten Spaziergang, Vetter Hartwig“, sagte sie heiter, „ich muß zur Bienenkathode, unser Bienen ist noch nicht zum Ausfliegen, da will ich mit Bienen bei Dorte befehlen.“

„Wer ist Dorte?“ fragte Hartwig.

„D, Dorte ist eine moderne Frau, die aber die Idee des Erwerbs schon seit nahezu fünfzig Jahren praktisch verwirklicht, ihre Bienen sind immer fleißig, die Blumen in ihrem Garten blühen immer schöner als anderswo — infolgedessen ist ihr Bienen berühmt. So berühmt, daß man frühzeitig bestellen muß, um welchen zu erhalten. Und da sie auf einfache „Bestellungen“ durch Karte oder Diener nicht reagiert, muß man selbst gehen. Sie müssen mir dankbar sein, Hartwig, daß ich Ihnen die Bekanntschaft dieser interessanten Frau verschaffe.“ Dabei blühte der Schalk aus Axels Augen.

Zur Bienenkathode ging's den Weg dicht an der Dobernauer Grenze entlang. Den wanderten sie nun, Axel im weißen Kleid, Hartwig im leichten Zivilanzug, und Hans und Grete, die achtjährigen Zwillinge, bildeten je nachdem Vorhut oder Nachhut. Erst ging's an Viehtröppeln vorbei, dann einen Fußsteig über die Wiesen, nun kam Heidefeld, dann Wald, und jenseits des Waldes breitete sich das goldig glänzende Roggenfeld aus, dessen einer Teil schon unter der Sense gefallen war und aufgebunden in Garben und Roden lag.

Es mochte gegen 5 Uhr morgens sein, als plötzlich Generalmarsch geschlagen wurde. „An die Gewehre!“ Wie elektrifiziert sprang alles auf und eilte zum Sammelplatz, wo der Major, anknüpfend an die Siegesdepesche von Weizenburg, noch einmal in feierlichen Worten zur Tapferkeit und Ausdauer ermahnte und betonte, wie ehrenvoll es sei, für das Vaterland zu streiten und zu sterben. Dann setzte sich die Kolonne in Marsch. Es ging querfeldein über Acker und Wiesen, ein reißendes Flügeln wurde auf einer in der Eile von den Pionieren hergestellten Planenbrücke passiert. Die Sonne war mittlerweile durch die Wolken gedrungen und brannte förmlich vom Himmel herab. Karl und Stephan marschierten Seite an Seite. Ihre Feldflaschen waren bereits leer, sie litten empfindlich unter der Qual des Durstes.

„Stephan,“ sprach Karl, „ein Königreich für einen Tropfen Wasser.“

„Geduld überwindet alles, mein Lieber, aber wart man, ich glaub', daß wir da in dem Neste vor uns Raft machen.“

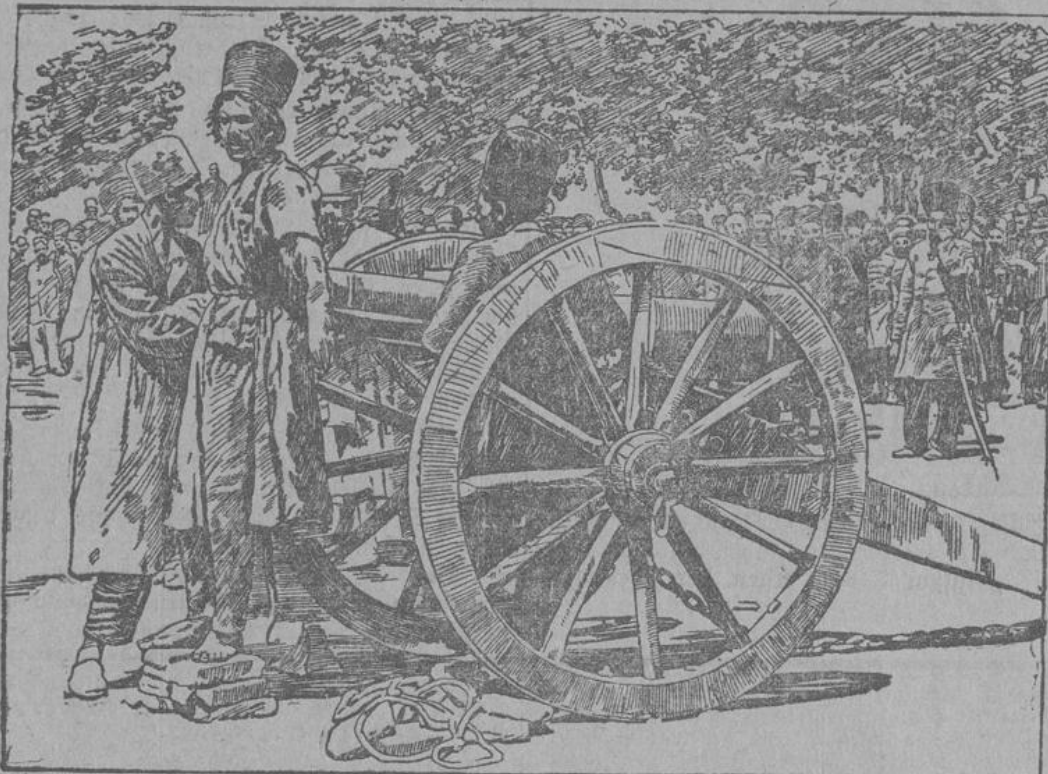
So war es. In der Nähe eines Steinbruches wurden die Gewehre zusammengestellt, es sollte abgeloßt werden. Aber kaum hatte man den brennenden Durst gelöscht und die Vorbereitungen zum Mittagsschlaf begonnen, als wieder Generalmarsch geschlagen wurde und sie alle wieder auf die müden Beine brachte. Schnell wurde noch eine Schnitte Brot eingesteckt, dann ging's marsch, marsch zur Kompagnie, die sich im Gerippe schon in Bewegung gesetzt hatte, und kaum waren alle Mannschaften eingetreten, als Geschwindschritt kommandiert wurde.

Die Landstraße, die man entlang marschierte, führte bergauf und bot einen weiten Ueberblick über das Gelände von Saarbrücken und Spichern. Jetzt drang dumpfer Kanonendonner herüber und auf der Höhe angelangt, sah man weit hinten Rauchwolken aufsteigen. Der Leutnant v. Sydow, der neben den beiden Unzertrennlichen ritt, richtete sein Fernglas dorthin und bemerkte lebhaft: „Der Tausend, dort geht's aber heiß her, die Sache ist ernst.“ Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte zum

Hauptmann, um ihm seine Wahrnehmung mitzuteilen. Adjutanten sprengten vorbei, die Aufregung wuchs, zugleich die Begeisterung, an den Feind zu kommen. Hitze, Durst und Müdigkeit waren vergessen. „Rechts heran!“ braute das Kommando durch die Reihen. Zwei ostpreussische Batterien, die eben nach langer Eisenbahnfahrt in Saarbrücken angelangt waren, rasselten mit den Geschützen vorbei, mit Hurra begrüßt. Stephan Bräuer war Feuer und Flamme. „Karl, hörst Du das Geschatter, ich wette, unsere Avantgarde ist schon im Gefecht!“ Karl wollte etwas erwidern, da kam das Kommando: „Halt!“ Die Tornister wurden auf einer Wiese abgelegt, und eine Viertelstunde später lagen die Kompagnien ausgeschwärmt auf dem Ackerland und erwarteten das Kommando: „Seitengewehr pflanzt auf!“ Die Äugeln pfliffen, die Mitrailleusen knatterten, die Kanonen donnerten dazwischen ihre schauerliche Totenmusik. Ueberall Tod, Verderben und Verwundete. Stephan ergriff die Hand seines Freundes.

„Karl, wenn ich falle, übergib der Wiese meine Uhr und den Ring als Andenken. Sag ihr, daß ich stets an sie gedacht habe und mein letztes Wort ihr galt.“ „Guter Karl,“ erwiderte Stephan, „gern, aber wer schlägt sich denn mit Todesgedanken herum, warum soll Dich denn gerade die Kugel treffen.“ Karl horst schaute seitwärts; ein schrecklicher Anblick bot sich ihm. Mehrere Tote lagen über- und nebeneinander, die Glieder verrenkt, die Gesichter verzerrt. Rasch wandte er sich ab, seine Augen umflorten sich: „Stephan, sieh da, wie grauig!“ In dem Augenblicke zerplatzte eine Granate vor ihm. Ein Sprung, ein Todessehnen, Karl horst wälzte sich sterbend am Boden, ein Granatsplitter war ihm in die Stirn gedrungen. Seine Todesahnung hatte ihn nicht betrogen. Dann ging's zum Sturm auf den Feind bergan, und erst spät am Abend betete man den Toten mit vielen seiner Kameraden in ein Soldatengrab. Stephan Bräuer stand weinend, den verwundeten Arm in der Binde daneben. Sein bester Freund war nicht mehr. In der Ferne spielte die Regimentsmusik: „Ich hatt' einen Kameraden.“

Perfide Asia.



Die Unsicherheit in Persien besonders in der Umgegend der Hauptstadt der Provinz Farsistan, Schiras, ist in den letzten Monaten, infolge der unhaltbaren politischen Zustände immer größer geworden, und Morde, Ueberfälle auf Reisende, Karawanen und Post, gehören zu den täglichen Vorkommnissen. Die persische Regierung hat sich daher entschlossen, gegen die Räuber besonders streng vorzugehen, um endlich einmal dem Unwesen zu steuern. So wurde vor einigen Tagen ein vielfacher Mör-

der und Räuber zum Tode verurteilt, vor eine Kanone gebunden, und von dieser auf dem Artillerieplatz in Schiras zerhauen. Diese Strafen scheinen zwar sehr barbarisch, machen aber bei einem so verkommenen Volke, wie es die Perser sind, Eindruck. Das Zerstückeln des Körpers ist für den Muselman fürchterlich, da er nie sicher ist, ob alle seine Glieder in das Grab kommen, fehlt ein Knöchlein, so ist ihm der Eintritt in das Paradies verschlossen, und er geht in die Hölle.

Viele fleißige Hände regten sich da im Sonnenschein, und Hartwig sagte: „Ach, wie schön — so etwas sah mein Auge Jahre lang nicht.“ Deutsche Roggeenernte! Sie gingen jetzt auf dem ziemlich breiten Fußweg neben dem Felde. Da — Willi sah es genau — lösten sich mit einem Male die beiden Vorhinderinnen aus dem Pfluge der arbeitenden Frauen und kamen fröhlich lächelnd quer über das schon abgeerntete Feld auf die Wanderer zu. Hans und Grete, die gerade die Vorhut gebildet hatten, kamen entzückt zu ihrer Mutter gestürzt: „Mutter — Mutter — rasch — gib Geld — sie binden —“

Und da standen die beiden Mädchen mit ihren langen Lehrenhüßeln auch schon vor ihnen. Die eine bemächtigte sich Willis Arm, die andere holte die Kinder ein.

„Ja — ja, so geht's Fremden, die am Bindetag über das Feld gehen,“ sagte sie lachend, „da hält man uns fest.“

Die Bänderin hatte ihr Versprechen gesagt und die Lehren kunstfertig um Willis Arm geschlungen, nun trat sie knirschend auf Hartwig zu, während Willi mit den Kindern weiterging. Er hörte gar nicht, was das Mädchen murmelte, ihm ging jetzt nur der Gedanke durch den Kopf, daß er seine Börse vergessen hatte und nicht imstande war, sich zu lösen.

Und zum Ueberflus sah er jetzt, gerade zehn Schritt vor sich, Therese von Bunsack stehen im Gespräch mit dem Wirtshaus. Auf dem Fahrweg weiter rechts stand die Spinne, auf der sie hergefahren war. Sie trug ein graues Leinenkleid und hatte einen blauen Schleier um den Hut geschlungen.

Und nun kam sie direkt auf ihn zu.

Die lächelnde Schöne hatte das Lehrenband um seinen linken Arm festgedreht, und er sagte freundlich: „Ja, darauf war ich nicht gefaßt, hier gebunden zu werden — und da ich kein Geld bei mir habe — werden Sie mich wohl hier behalten müssen, ich kann mich nicht lösen.“

Therese war schon dicht herangekommen, sie mußte die Worte Hartwigs gehört haben. Er griff zum Hut und sie reichte ihm die Hand; und ihm schien, daß diese Hand, die Dobernau so sicher regierte, in der seinen zitterte. Die Bänderin war etwas zurückgetreten, sie wußte wohl, daß ihr die Lösung sicher war.

Da sie seinen Brief wohl schon erhalten und gelesen hatte? Und nun diese Verlegenheit — daß auch Willi schon solchen Sorgen hatte, sie hätte ihm doch ausheilen können.

Er fand sich dennoch schnell in die Lage. „Mein gnädiges Fräulein — der auf Ihrem Felde erkappte Fremde ist festgebunden — und nicht imstande, sich zu lösen — was soll da nun mit ihm geschehen?“

„So muß er bleiben!“ Das sollte eine scherzende Antwort sein, aber in diesem Augenblick stand es so deutlich vor ihm, was sie vor ein paar Stunden gelesen hatte, daß eine tiefe Rote in ihre bleichen Wangen stieg. Und Hartwig hörte nur das eine Wort: „Weihen!“

Er wiederholte es und richtete seine Augen gespannt auf Therese's Gesicht.

„Weihen — Therese — nein — hier ist doch meines Weibens nicht — ich schreie Ihnen, daß ich wieder fort will.“

Da hob sie ihre Augen zu ihm, diese großen ersten Augen, an die die Erinnerung ihn begleitet hatte in den dunklen Erdteil, und als er weiter fragte: „Wissen Sie, Fräulein von Bunsack, was Sie damit sagen?“

Sie lächelte leise, dann sagte sie: „Hartwig Lüdinghaus, Sie sind ein großes Kind — wenn die arme Therese Bunsack gut war, dem hält sie ihre Treue auch als Gutsheerin von Dobernau — und —“

„Und?“ Er fragte es atemlos.

„Und sie bittet Sie, zu bleiben und nicht nach Süd-West zu gehen.“

Er beugte sich und küßte ihre Hand, die sie ihm wieder gereicht hatte.

„Also wirklich festgebunden?“, fragte er.

„Und ich löse Sie nicht, Hartwig.“

„Was soll nun aber geschehen?“ — Du löst mich nicht — die Dobernauer Mädchen haben mich gebunden.“

„Wir geben ihnen ein großes Fest, Hartwig — wenn wir unsere Hochzeit feiern.“

Ferienbesuch.

„Es ist als eine sehr günstige Schicksalsfügung anzusehen,“ plaudert Curt Julius Wolf, der Herausgeber von „Welt und Haus“ in der neuesten Nummer, „wenn Kinder während der Ferien zu Verwandten reisen können, in die Kleinstadt oder aufs flache Land. Selbst auf die Gefahr hin, ein wenig für alimodisch zu gelten, stelle ich die stillen Reize dieser Ortsveränderung, stelle ich die bleibend persönlichen Eindrücke und die klärenden Beobachtungen vom verlegten Mittelpunkt des Familienlebens aus hoch über die Sensationen der großen Sommerreise nach Binn oder Bartenkirchen. Ach, tausendmal schöner, als meinen Kindern heute das Brillantenfeuerwerk nach dem Strandkonzert, ja selbst die Pracht des Feuerspiels erscheint, dünkte mich in der Anabenszeit der bunte, schillernde Glanz der Glaskugeln im Grobkaters Rosengarten vor der Stadt, die strahlende Rote des Abendgewölbes und der große goldene Sommermond, der langsam, langsam über den milden Wiesennebeln und den dunklen Wipfeln des Waldes hochkam. Auch liegt in der Art, wie die alten Leute mit dem Fleisch und Blut ihrer Söhne und Töchter, mit dem heiteren Chor der Nischen und Nischen umgeben, erst die rechte wohlthuende Familienherlichkeit, und diese milde, schonende Güte, dieses leise aufwachende und so unendlich dankbar stimmende Behüten nach den sauren Tagen des Schulzwanges und der Zeugnisablieferung paßt, meine ich, besser in den Rahmen der Erziehung als Vaters unterdrückter Verger über die Kostspieligkeit des Sommeraufenthalts, Mütter's Lamento über die Trübsal und all die anderen frühen Hinweise auf die Noth und Schärfe des sozialen Lebenskampfes von heute. Der wahre Himmel unserer Kinder ist eben überall da und nur da, wo das Leben sich heiter-sonnig von Natur anläßt, wo die knospende Seele sich auch außerhalb der strengen Zusammenhänge zwischen Schule und Elternhaus um den festen Punkt des Familienlebens rankt, und wohl dem liebesdürstigen und wechselfreudigen kleinen Wesen, dem davor ein gutwilliger Grobkapa oder ein Onkel Obersteuerkontrollleur aus Himmelspforten mit seinem immer sich gleich bleibenden gütigen Lächeln winkt.“

** Ein Sturz aus 5000 Fuß Höhe.

Fast alle Pioniere der Flugkunst haben bei ihren ersten Versuchen Unfälle überwinden müssen, sind mehr als einmal mit ihren Maschinen gestürzt und haben die Sensation eines Falles am eigenen Leibe erfahren. Doch keiner von ihnen wird sich mit dem amerikanischen Aviatiker Charles R. Hamilton messen können, der sich im Laufe der Jahre zu einem wahren Champion des Stützens entwickelt hat. Das Schicksal muß diesem kühnen Abenteurer der Lust besonders günstig gefügt sein, denn von welcher Höhe er auch herabfiel und wie schwer auch die Verletzungen waren, das tragische Schicksal eines Delagranges, eines Hauptmanns Ferber, eines Kobl blieb ihm stets erspart. Eine amerikanische Zeitschrift, die sich mit dem Abgeschiedenen beschäftigt, hat ausgerechnet, daß dieser Fallkünstler in den letzten Jahren zusammen nicht weniger als 10 645 Fuß abgestürzt ist. Zweimal hat er das Schicksal selbst gebrochen, viermal die Fingergelenke, einmal die Kniegelenke, dazu kommen noch zwei Rippenbrüche und ein Fingerbruch, aber von allen diesen schweren oder leichten Verletzungen hat Hamilton sich nach kürzerer oder längerer Zeit immer wieder erholt und sofort von neuem seine Flugversuche aufgenommen. Wie eine bizarre Laune des Schicksals mag es anmuten, daß die schwersten Verletzungen bei den Stürzen aus verhältnismäßig geringen Höhen eintraten, während er bei seinem größten Sturze, im September 1905, als Hamilton mit einer Art Lenkballon experimentierte, so gut wie unverletzt blieb. Er ist wohl der einzige lebende Mensch, der sich rühmen kann, aus einer Höhe von rund 5000 Fuß abgestürzt zu sein. „Praktisches Wetter begünstigte die Vorführung meines Lenkbalkons“, so erzählt Hamilton von diesem Abenteuer, das sich bei Vater'son in New-Jersey ereignete. „Die Motoren arbeiteten vortrefflich, ich hatte einige Kreise in der Luft beschreiben, dann flog ich empor, stieg und stieg, bis ich etwa 5000 Fuß über der Stadt schwebte. Nach einer Weile dachte ich an den Abstieg und war bereits um 600 Fuß gefallen, als ich plötzlich eine Explosion hörte und wußte: nun ist alles aus. Ich wußte, daß ich bei dem Sturze aus solcher Höhe in Stücke zerschmettert werden mußte, und ich wußte auch, daß es nichts gab, gar nichts, was diese Katastrophe aufhalten konnte. Mein ganzes Leben, alles, was ich getan, gedacht und gehofft hatte, zog mit Blitzesschnelle noch einmal durch mein Gehirn. Dazu kam etwas Merkwürdiges: das Gefühl des Fallens war nicht einmal unangenehm. Aber es war ja auch nicht das erste Mal. Wenn nicht die Gewissheit gewesen wäre, daß am Ende dieses Abenteurers der Tod stand, so wäre es eben nur ein aufregendes Abenteuer gewesen. Aber ich sah das Ende vor mir und so wurde das Ganze zu einem grauenvollen Erlebnis. Ich weiß nicht, wieviel Sekunden ich fiel, vielleicht waren es 15, vielleicht 20, vielleicht mehr: mir schien es eine Ewigkeit. Tiefer und tiefer stürzte ich, schneller und schneller wurde der Fall. Der Luftdruck war so stark, daß ich nicht mehr atmen konnte. Plötzlich, als ich die Stadt schon dicht unter mir sah und dachte: nur noch eine Sekunde, da breitete sich die Ballonhülle im Gesicht aus und bildete eine Art Fallschirm. Das war nur ein Zufall, aber dieser Zufall rettete mein Leben. Der Sturz konnte natürlich durch den Fallschirm nicht aufgehalten werden, aber ich verdanke ihm mein Leben. Krachend landete ich mit meiner Maschine auf das Dach eines Hotels und blieb bewußtlos liegen. Aber wie es möglich war, wird mir immer ein Geheimnis bleiben: fünf Minuten später kam ich wieder zu mir, konnte aufstehen, konnte sogar gehen. Nichts war gebrochen, aber die Erschütterung war so groß gewesen, daß ich drei Wochen im Krankenhaus lag.“ Trotz dieses einzigartigen Ereignisses erklärt Hamilton, daß das Fallen kein unangenehmes Gefühl sei. Wenn er wüßte, daß er nach dem Sturze auf einer Wasserfläche „landen“ würde, so könne ihm ein Sturz keine Sorgen machen. „Viele Leute glauben, daß ein Mensch, der aus großer Höhe herabstürzt, bewußtlos ist; ehe er den Erdboden erreicht. Es mag sein, daß ein Herzschlag eintreten kann, aber ein gesunder Mensch ohne Herzfehler ist auch nach einem langen Sturze genau noch so lebendig wie nach einem Sprunge von einem Meter. Selbstverständlich kann man während der Stürze nicht atmen, aber man vermag ja auch auf der Erde eine Minute lang den Atem anzuhalten. Selbst Leute, die 3 Minuten unter Wasser waren, sind zum Bewußtsein zurückzukehren. Es würde mir nichts daran liegen, täglich einmal von der großen Brooklynbrücke ins Wasser hinabzufallen. Alles kommt nur darauf an, sich in dem Augenblick, in dem man die Wasserfläche erreichen muß, zusammen zu rollen, damit man wie eine Art Angel in die Fluten fällt. Das Fliegen ist wirklich viel aufregender, wie das Fallen.“

Spruch.

Deines Herzens Güte

Magst du daran erproben,

Ob du von ganzem Gemüte

Das Gute kannst an deinem Todfeind loben.

meine liebe Frau Professor, daß Sie sich nicht neue neue Gedanken und gedankt ins Innere des Landes, seit aber die Verleumdung eine so große Vollkommenheit erreicht haben, nur gelassen und gedankt ins Innere des Landes, seit aber die Verleumdung eine so große Vollkommenheit erreicht haben,

„O nein, tausend Dank, ich finde es hier gar nicht unthunlich. Ich bleibe auch nicht lange, zum nächsten Sonntag werde ich um erfrischter in den Saal zurück. Aber lassen Sie sich in Ihrem Vergnügen nicht weiter faren — auf Wiedersehen!“

Leo hat die Szene von weitem beobachtet und tritt, gleich nachdem sich Morbach entfernt hat, in die Saube. Die guten Weine, denen er nur zu eilig zugesehen, sind ihm zu Kopfe gestiegen. Altes Schöngeld, ihre vermeintliche Abfahrt, ihn zu meiden, nehmen ihm jeden Rest von Selbstbeherrschung. Vorwursvoll erdenket er sich seiner Gattin an:

Die außer gewöhnlichen Geringe kommen in fiebendes Salswasser, in dem vorher Suppengrün, Zwiebel und Pfefferkörner häufig drei Viertel Stunden gekocht worden sind. In dieser Brühe läßt man sie bis zum Garwerden etwa 10 Minuten stehen, worauf man sie beifammt herausnimmt, jeden einzelnen in zwei Stücke teilt und sie mit fein gekauten Citronen und Zwiebelstücken in eine tiefe Schüssel oder einen Steinopf einschüttet. Zugewiesen hat man die Brühe noch etwas eintochen lassen und dann durch ein Haarsieb gegeben. Man fügt nun etwas Estragonessig hinzu und läßt — für 15 Geringe 10 Blatt — eine Gelatine in lauwarmen Wasser auf, die man unter die ebenfals lauwarme Brühe gibt. Diese wird nun über die Geringe gefüllt und muß fe ganz festsetzen; dann werden sie zertheilt. Sobald das Gelee fest ist, können die Geringe zertheilt werden, doch tut man gut, sie etwa zwölf Stunden liegen lassen, doch will man sie zum Abendbrot versehen, so Esgau lassen, d. h. will man sie zum feigmorgens. Selbstredend können sie auch länger liegen.

In unfer Zeit der allgemeinen Feuerung ist es noch lange nicht genug bekannt, in wie vielfeltiger Art der Sering, dieier Siergisse und nachdrasteste aller Seelische, in der Rinde Verwendung finden kann. In frükaren Zeiten kann der Sering

